Christen *heute* 2021/5

Christen*heute*

DIE ALT-KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT IN DEUTSCHLAND + 65. JAHRGANG · MAI 2021

Priester*innen*-jubiläum

3 Es wär' so einfach gewesen
von Ingrid Katzenbach

4 Die Synode, bei der die Zeit reif war
von Gerhard Ruisch

5 Wie habe ich die Einführung der Frauenordination erlebt?
von Jürgen Wenge

7 Ich war dabei!
von Annegret Schomburg

8 25 Jahre Priesterinnenweihe
von Ralf Staymann

9 Konstanz 1996
von Georg Spindler

10 Warum Christus keine Frauen einsetzte
von Harald Klein

13 Als Mann und Frau schuf er sie
von Barbara Spindler

17 Feministische Theologie – eine Bereicherung auch für Männer
von Alexandra Caspari

20 Immer die erste Frau
von Christian Flügel

25

Hans Küng gestorben

HANS KÜNG, EINER DER RENOMMIERTESTEN Theologen weltweit und Begründer der *Stiftung Weltethos*, ist am Dienstag, 6. April 2021, im Alter von 93 in seinem Haus in Tübingen gestorben. Von 1960 bis 1996 lehrte der Schweizer Theologe an der Universität in Tübingen. 1979 hatte Rom ihm die Lehrerlaubnis entzogen, unter anderem wegen Kritik an der Lehre der Unfehlbarkeit des Papstes. Küng plädierte immer wieder für eine innerkirchliche Erneuerung und eine ökumenische Öffnung mit dem Ziel der Vereinigung der Kirchen. In den vergangenen 30 Jahren engagierte er sich vor allem für den Dialog der Weltreligionen, insbesondere im Projekt Weltethos. *Christen heute* wird ihn in der nächsten Ausgabe ausführlicher würdigen.

Streit um Segnung homosexueller Partnerschaften

IN DER *RÖMISCH-KATHOLISCHEN Kirche* hält der Streit um die Frage der Segnung homosexueller Partnerschaften an. Gut eine Woche nach dem Nein des Vatikans zur Segnung homosexueller Paare hatte der Vorsitzende der katholischen Deutschen Bischofskonferenz, **Georg Bätzing**, dieser Anweisung widersprochen. „Ich kann das Unverständnis verstehen und teile es ausdrücklich", sagte der Limburger Bischof in einem Interview. Das Schreiben des Vatikans verschließe sich „so eklatant einem Erkenntnisfortschritt theologischer und humanwissenschaftlicher Art", dass „die pastorale Praxis darüber hinweggehen wird". Auch der Essener Bischof **Franz-Josef Overbeck** forderte eine ernsthafte und zutiefst wertschätzende Neubewertung der Homosexualität und machte deutlich, dass er Priester, welche eine solche Segensfeier durchführen, nicht suspendieren werde. Der Kölner Kardinal **Rainer Maria Woelki** verteidigte dagegen die Erklärung, mit der die *Glaubenskongregation des Vatikans* am 15. März der Einführung katholischer Segensfeiern für homosexuelle Paare eine kategorische Absage erteilt hatte.

Ökumenischer Kirchentag online

DER *3. ÖKUMENISCHE KIRCHENTAG (ÖKT)* wird zur digitalen Großveranstaltung. Statt einer mehrtägigen Präsenzveranstaltung mit Zehntausenden Teilnehmern vor Ort in Frankfurt am Main wird der ÖKT vom 13. bis 16. Mai online und digital organisiert. Das komplette Programm des Kirchentages ist auf der Website www.oekt.de zu finden. Geplant sind neben Veranstaltungen im Livestream auch digitale Workshops und Begegnungsformate. Zur Eröffnung wird am 13. Mai der Prior der *Taizé*-Gemeinschaft, **Frère Alois**, predigen. Der Gottesdienst zu Christi Himmelfahrt werde auf einem Hochhausdach in Frankfurt coronabedingt ohne Teilnehmer gefeiert und ab 10 Uhr live im ARD-Fernsehprogramm und auf der Internetseite „oekt.de" übertragen. Im Schlussgottesdienst am 16. Mai auf der Weseler Werft in Frankfurt predigen die Generaloberin der *Oberzeller Franziskanerinnen*, **Katharina Ganz**, und die *Evangelisch-methodistische* Pfarrerin **Mareike Bloedt**.

KIRCHE IM RADIO

„Anstöße" / „Morgengruß"
SWR 1 & SWR 4 / RP
6.–8. Mai, 5:57 und 6:57 Uhr
Dekan Klaus Rudershausen
Wiesbaden

„Positionen"
BR 2
16. Mai, 6:45 Uhr
Dekan Hans-Jürgen Pöschl
Weidenberg

„Anstöße" / „Morgengedanken"
SWR 1 & SWR 4 / BW
30. Mai, 6:57 Uhr
(nur SWR 1 / BW & RP)
31. Mai – 5. Juni
5:57 Uhr und 6:57 Uhr
Dekan Joachim Sohn
Furtwangen

Kirchenaustritt der „Maria 2.0"-Gründerinnen

DIE BEIDEN INITIATORINNEN DER Bewegung *Maria 2.0*, **Elisabeth Kötter** und **Andrea Voß-Frick** aus Münster, sind aus der Römisch-Katholischen Kirche ausgetreten. Sie wollen zwar weiter katholisch bleiben, aber nicht mehr Mitglied „der öffentlich-rechtlichen Institution Römisch-Katholische Kirche", sagte Andrea Voß-Frick. Sie habe einsehen müssen, dass es unmöglich sei, die Hierarchien und Machtstrukturen in der Katholischen Kirche zu ändern, erklärte Voß-Fricke. Elisabeth Kötter benennt persönliche Gewissensgründe für ihren Austritt. Sie wolle nicht behaupten, „dass die Menschen, die in der Kirche blieben, das Falsche tun". Es gebe für viele auch Gründe dafür. Aber sie habe in den letzten Jahren so viel über die römische Kirche erfahren müssen, dass sie nun gehe. In ihrer Heimatgemeinde in Münster wollen Kötter und Voß-Frick weiter aktiv sein.

Antijüdische Einstellungen in der Kirche

DER BERLINER ANTISEMITISMUSbeauftragte **Samuel Salzborn** hat Christen zu einer kritischen Auseinandersetzung mit antijüdischen Einstellungen aufgerufen. Die innerkirchliche Debatte über Antisemitismus einzelner christlicher Akteure stehe erst am Anfang, sagte Salzborn. Auf institutioneller Ebene gebe es in der *Evangelischen Kirche in Deutschland* und ihren Gliedkirchen schon einige Bemühungen, wie etwa die Einsetzung von Antisemitismusbeauftragten, offizielle Papiere gegen christlichen Judenhass, die auch christliche Fehldeutungen des Alten Testaments selbstkritisch beleuchteten, oder christlich-jüdische Dialogformate. Dennoch sehe er auf „der strukturellen Ebene" wie auf der Ebene einzelner Akteure noch Entwicklungspotenzial.

fortgesetzt auf Seite 31 →

Titelbild: www.hammondandharperoflondon.com

Es wär' so einfach gewesen

VON INGRID KATZENBACH

Es wär' so einfach gewesen, so weiterzumachen wie bisher. Es wär' so einfach gewesen für die Männer der Kirche, der alt-katholischen, die Ohren zuzuhalten, die Augen zu verschließen und sich nicht aufregen zu lassen. Es wär' so einfach gewesen für die Frauen, im Hintergrund zu bleiben, sich nicht auseinanderzusetzen, nicht den Zorn und den Hohn der anderen Seite auf sich zu ziehen, sich nicht der Mühe zu unterziehen, zu lesen, zu lernen, sich theologische Fragen und Antworten zu erarbeiten. Es wär' wahrhaftig einfach gewesen, die altgewohnte Rolle im Hintergrund weiterzuspielen, für Gebäck und Kuchen zu sorgen, wenn die Männer zusammenkommen und die Kirchendinge entscheiden.

Stattdessen wurde es ein mühsamer und abenteuerlicher Weg. Es gab viel zu überwinden an Sperren und Gewohnheiten, an Vorurteilen und eigener Enttäuschung. Worauf hatten sie sich da eingelassen?! Auf ein gewagtes Unternehmen, Nervenkitzel und eine lange Zeit der Vertröstung. Es wär' so einfach gewesen, aber anscheinend ging es nicht, war es innerlich ein Ding der Unmöglichkeit.

Eingebunden von Anfang an

Der Anfang war die rechtliche Gründung der Alt-Katholischen Kirche Deutschlands durch die Bischofswahl 1873 und den Synodenbeschluss der Synodal- und Gemeindeordnung 1874. Von da an entwickelte sich ein kirchliches Leben, das noch ganz auf der damaligen Gesellschaftsordnung mit allen Vorrechten der Männer beruhte. Da aber die Alt-Katholische Kirche aus sehr kleinen Gemeindezellen bestand, verwirklichte sich dieses Kirchenleben in einem stark familiären Rahmen. Die „Gemeinde wurde zur Familie" (Angela Berlis) und zugleich prägten die Familien die kirchliche Wirklichkeit vor Ort. Das bedeutete, dass zwangsläufig die Frauen auch schon in dieser frühen Zeit der Kirche einbezogen wurden in die kirchliche Selbstfindung und Prägung. Sie waren bei vielen Aktivitäten der Gemeinden stark anwesend, waren früh in den alt-katholischen Protest, in Gespräch und Information eingebunden.

Aber tatsächlich zu sagen hatten sie rechtlich nichts. Die Frage der Geschlechtergerechtigkeit war ausdrücklich nicht auf der Agenda der kirchlichen Zusammenkünfte und Synoden. Aber die Frauen organisierten sich früh selbstbewusst in der damaligen Zeit. Im Rahmen von Frauenvereinen übernahmen sie an vielen Orten Mitverantwortung, zuerst in rein karitativer Tätigkeit, aber zunehmend auch in sonstigen Bereichen kirchlicher Ordnung. In Freiburg setzten die Frauen zum Beispiel mit theologischer und kirchlicher Argumentation durch, dass die vom Pfarrer geplante Anschaffung von Beichtstühlen nicht zustande kam. Im Jahr 1912 kam es zur Gründung des „Verbands alt-katholischer Frauenvereine" als Dach, unter dem die vielen einzelnen Frauenvereine sich nun zusammentaten.

Als 1919 dann endlich in der Weimarer Republik die Frauen das aktive und passive Wahlrecht erhielten, zog schnell auch die Alt-Katholische Kirche nach: 1920 erhielten die Frauen die volle juristische Gleichberechtigung (im Laienstand).

In der Liturgie zum Beispiel aber blieb es noch lange üblich, dass die männlichen Mitglieder des Kirchenvorstandes einen Laien-Gottesdienst leiteten. Erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts änderte sich das. Auch der 1920 bistumsweit eingeführte Frauensonntag war sehr lange ein „männliches" Angebot, zu dem Frauen einfach besonders eingeladen waren. Aber nach und nach gelang es vor allem dem Dachverband der Frauenvereine, die Rechte der Frauen geltend zu machen und in die alltägliche Wirklichkeit umzusetzen. 1967 wurde zum ersten Mal eine Frau in die Synodalvertretung des Bistums gewählt; in sehr vielen Kirchenvorständen der Einzelgemeinden war diese Neuverteilung der Verantwortung aber schon längst an der Tagesordnung.

Der *baf* als Triebfeder

In den siebziger Jahren setzte dann auch, von den Frauen selber angestoßen, die Diskussion über eine mögliche Frauenordination ein. Die „Priesterinnenweihe" wurde zum „gesamtkirchlichen Diskussionsthema" (Berlis). Dem *Bund Alt-Katholischer Frauen* (baf) oblag die Aufgabe, hinter der rein rechtlichen Klärung der Angelegenheit ein bistumsweit neues Denken zu ermöglichen und zu forcieren.

Im internationalen Umfeld der Alt-Katholiken war das Ganze noch sehr viel komplizierter und sperriger. Noch 1976 hatte die *Internationale Bischofskonferenz (IBK)* die Öffnung des Weihesakraments (Diakon, Presbyter,

Ingrid Katzenbach ist Mitglied der Gemeinde Frankfurt

Foto: churchsupplies.com

Bischof) für Frauen glattweg abgelehnt. Aber gerade aus Deutschland gab es heftigen Protest seitens des *baf* und der deutschen Synodalvertretung. 1982 wurde zumindest für das Diakonatsamt der Beschluss der IBK revidiert und ein erster Schritt hin auf die Frauenordination gemacht.

1987 erfolgte die erste Diakoninnenweihe in der Schweiz und 1988 in Deutschland.

Als ich 1989 zum ersten Mal bei einer Jahrestagung vom *baf* war, lernte ich eine starke, selbstbewusste, begeisterte und engagierte Frauengesellschaft kennen. Auch hier stand das Thema der Frauenordination im Mittelpunkt der Überlegungen, denn der Vorstand startete eine Unterschriftenaktion an die *Internationale Bischofskonferenz*. Ich war begeistert von diesen „Powerfrauen" und wurde zur Mitstreiterin. Doch ein Dämpfer folgte: Die Vertretung der *IBK* lehnte die weiterführenden Gespräche mit den Frauenverbänden ab und verwies auf die Zuständigkeit der Ortsbischöfe.

Synodenbeschlüsse

Als dann die deutsche Bistumssynode 1989 in Mainz stattfand, wurde dort mutig und entschlossen die Einführung der Frauenordination für das dreigliedrige Amt – Diakonin, Priesterin und Bischöfin – beschlossen.

Dafür handelte sich die deutsche Alt-Katholische Kirche dann die Drohung ein, dass sie aus der Utrechter Union ausgeschlossen würde. Der sofortige Ausschluss wurde allerdings noch zurückgestellt. Eine Aussicht auf Einigung schien damals schwer vorstellbar. Die internationale Konferenz der Kirchen der Utrechter Union kam 1989 in der Frage der Frauenordination zu keinem Ergebnis. Wieder eine Warteschleife!

Doch die Frauen und ihre Verbündeten auf Männerseite gaben nicht auf; sie kämpften weiter. Die Bischöfliche Arbeitsgruppe „Frauen in der Alt-Katholischen Kirche", der auch die damalige *baf*-Vorsitzende und zwei *baf*-Abgeordnete angehörten, bereiteten ein bistumsweites Seminar vor zum Thema: „Frauen als Botschafterinnen um Gottes Willen". Bei diesem Seminar in Rastatt 1995 waren auch evangelische Pfarrerinnen anwesend, die Mut machten und die Anwesenden in ihrem Engagement bestärkten.

Im Mai 1994 beschloss die 51. Bistumssynode in Mainz die Durchführung ihrer Entscheidung von 1989 nicht länger zu vertagen. Im Januar 1996 kündigt Bischof Joachim Vobbe die Priesterinnen-Weihe für den Pfingstsonntag desselben Jahres endgültig an. Und so konnten am 27. Mai 1996 unter großer Begeisterung und Anteilnahme die ersten beiden deutschen Frauen, Angela Berlis und die vor wenigen Wochen, am 17. März, verstorbene Regina Pickel-Bossau, zu alt-katholischen Priesterinnen geweiht werden.

Erstaunlich, wie schnell die Barrieren und Widerstände bei den anderen alt-katholischen Kirchen verschwanden, denn 1997 beschloss die *IBK*, dass jedes Bistum frei über die Einführung der Frauenordination entscheiden dürfe. Schon 1998 gab es die erste Priesterinnenweihe in Österreich, 1999 in den Niederlanden, 2000 in der Schweiz und 2003 in Tschechien. Ein langer Weg fand zu seinem (vorläufigen) Ziel. ■

Foto: Synode 2016. Von der Website des Bistums.

Die Synode, bei der die Zeit reif war

Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg

VON GERHARD RUISCH

In meinem Leben gibt es zwei Ereignisse, bei denen ich alle bedaure, die zu jung sind, um sie erlebt zu haben. Das eine ist der Krimi um den Fall der Mauer, dieses gespannte Mitverfolgen aller Nachrichten über Wochen hinweg, dieses faszinierte Erleben, dass ein Gefüge, welches für Jahrhunderte festbetoniert schien, plötzlich ins Wanken und schließlich zum Einsturz kam, der Jubel, mit dem sich völlig Fremde aus Ost und West um den Hals fielen, was ich damals als Geistlicher in Oberfranken, der für West-Berlin mit zuständig war (damals 80 Mitglieder, heute mit dem Ostteil der Stadt und dem Umland mehr als das Zehnfache), hautnah mitbekommen habe. Auch wenn die Begeisterung über die Wiedervereinigung später zu einem guten Teil einem Katzenjammer gewichen ist, bleibt mir diese Erfahrung für mein ganzes Leben, und sie lässt sich durch Geschichtsunterricht, Dokumentationen, offizielle Feiern und Spielfilme nicht nachholen.

Das andere Ereignis fand in der Öffentlichkeit wesentlich weniger Beachtung, aber persönlich habe ich es ähnlich emotional erlebt. Und wie beim Fall der Mauer kann ich fast nicht fassen, dass es sogar aktive Priesterinnen und Priester in unserem Bistum gibt – und inzwischen sind sie die große Mehrheit –, die das noch nicht erlebt haben. Es war die Dynamik bei der 51. Ordentlichen Bistumssynode 1994 in Mainz, die immer mehr

gezeigt hat, dass jetzt die Zeit reif ist, einen Schritt in eine neue Ära zu tun, in die Ära, in der Frauen alle Ämter der Kirche bis zum Bischofsamt offen stehen.

Bedenken bestanden bei dieser Synode kaum noch bezüglich der Frage, *ob* es theologisch richtig ist, die Frauenordination auch für die beiden höheren Weihestufen zuzulassen – Diakoninnen gab es im Bistum schon seit fünfeinhalb Jahren. Der lange theologische Forschungs- und Diskussionsprozess hatte in dieser Frage zu einer großen Einmütigkeit geführt, und auch das Beispiel mehrerer anglikanischer Diözesen hat uns gezeigt, dass wir da keinen Alleingang machen, und so ermutigt. Gerungen wurde noch um den Zeitpunkt, darum, ob wir warten müssen, bis alle alt-katholischen Kirchen ebenfalls zu einer Einmütigkeit gekommen sind.

In der Synode setzte sich aber die Vermutung durch, dass wir bis zu dieser internationalen Einmütigkeit lange warten könnten, womit die Synodalen wohl recht hatten, wie ein Blick auf die Positionen zeigt, die manche anderen alt-katholischen Kirchen bis heute vertreten. Damit verbunden war die Erkenntnis, dass die Frauen aber nicht so lange warten können, und auch nicht die Kirchen, die das priesterliche und bischöfliche Engagement der Frauen brauchen.

Um zu verstehen, was die Abstimmung schließlich bedeutete, muss man sich klar machen, dass die Synode zu deutlich über zwei Dritteln aus Männern bestand: Die Pfarrer waren ja kraft Amtes alle Mitglieder der Synode, und diese waren ja ausschließlich Männer. Angesichts dieser Männergesellschaft ist das Ergebnis der Auszählung ein außerordentliches; am 10. Mai 1994 um 12:21 Uhr wurde es bekanntgegeben: 5 Nein-Stimmen, 1 Enthaltung – und 130 Ja-Stimmen. Eine Zustimmung von 96 Prozent! Wenn das keine Einmütigkeit ist. Das war der Moment, an dem mir dieses Kribbeln den Rücken heruntergelaufen ist. Zwei Jahre dauerte es dann noch, bis tatsächlich die ersten beiden Frauen geweiht wurden.

Mit dem Segen Gottes

Dieses Bewusstsein, einem historischen Moment beigewohnt zu haben, macht es mir schwer zu verstehen, dass es noch immer Kirchen gibt, die im Brustton der Überzeugung die Meinung vertreten, die Kirche habe kein Recht, Frauen zu geistlichen Ämtern zuzulassen. Natürlich kann man sich vieles einbilden, aber für mich war in dem Moment kein Zweifel, dass ich das Wirken des Heiligen Geistes spürte. Woher nehmen Menschen diese Sicherheit, mit der sie behaupten, Gott wolle das nicht? Niemals könne sein Segen auf der Weihe von Frauen liegen?

Die Menschen, die so reden, möchte ich gerne zu einem ganz einfachen Experiment einladen: Wenn Gott das nicht will, wenn er der Weihe von Frauen und ihrem priesterlichen Wirken den Segen verweigert, dann müsste man das doch daran ablesen können, dass ihre Gemeinden am Boden liegen. Ich möchte diese Menschen bitten, sich doch einmal die Gemeinden anzuschauen, in denen die Priesterinnen in unserem Bistum wirken. Und dann sollen sie ehrlich sagen, ob Gott seinen Segen verweigert oder nicht.

Natürlich würden sie sich auf dieses Experiment nicht einlassen. Aber ich weiß, wie es ausgehen würde, denn ich bin sehr froh über die Kolleginnen, die zum Segen der Menschen in unserem Bistum wirken. Und ich wünsche mir, dass es noch deutlich mehr werden. ■

Wie habe ich die Einführung der Frauenordination erlebt?

VON JÜRGEN WENGE

Am 21. April 1996 war ich gerade nach Offenbach gezogen und hatte dort zum ersten Mal in der Christuskirche der Eucharistiefeier vorgestanden. Nur wenige Tage später, am 6. Mai 1996, begann die Gesamtpastoralkonferenz der Geistlichen in Bendorf, und der schweizerische Bischof Hans Gerny reiste an, um einen letzten Versuch zu unternehmen, das deutsche Bistum von der geplanten Frauenordination abzubringen – ohne Erfolg, wie sich herausstellen sollte.

Am 27. Mai, dem Pfingstmontag 1996, schließlich war es so weit: Gemeinsam mit Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken aus Aschaffenburg, Offenbach und Frankfurt sowie einigen Gästen aus der Ökumene bestiegen wir frühmorgens den gecharterten Reisebus, um nach Konstanz zu fahren und der Weihe von Regina Pickel-Bossau und Angela Berlis beizuwohnen.

Das waren sehr bewegte Tage rund um meinen Wechsel aus dem römisch-katholischen Bistum Münster ins alt-katholische Bistum; Tage, die ich damals fast als glückselige Erfüllung vieler Ziele meiner bisherigen Biografie verstanden habe:

Ich stamme aus einer reformorientierten römisch-katholischen Gemeinde am Rande des Ruhrgebietes und war in den siebziger und achtziger Jahren davon überzeugt, dass große Reformen vor der Kirche liegen würden: In meiner Heimatgemeinde wurde immer wieder ökumenisch Eucharistie gefeiert (die Lima-Liturgie mit „echter" Interzelebration – zwar im Pfarrsaal und nicht in der Kirche, aber immerhin öffentlich und nicht versteckt). Dass Frauen in baldiger Zukunft geweiht werden würden, schien mir in jenen Tagen nicht sonderlich utopisch – wurden doch die Kapläne und mein Heimatpfarrer nicht müde, dieses Thema in ihren Predigten immer wieder zu beschwören (subsumiert unter den großen Überschriften jener Tage „Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung").

Dieses mich faszinierende Bild einer zukunftsfähigen Kirche verblasste dann doch ein wenig, als ich in Münster mit dem Theologiestudium begann und ins Priesterseminar

Jürgen Wenge ist Pfarrer der Gemeinde Köln und Generalvikar des alt-katholischen Bistums

Borromäum einzog. Als bisweilen schmerzhaft empfand ich die Diskrepanz zwischen der universitären Theologie (und ihren mich begeisternden Theologen, insbesondere Arnold Angenendt, Adolf Exeler, Erich Zenger und Herbert Vorgrimler) und dem traditionellen spirituellen Leben und Ausbildungsbetrieb des Bistums in Konvikt und Seminar.

Alexandra Caspari bei ihrer Weihe zur Priesterin durch Bischof Joachim Vobbe 2005. Sie wurde die erste hauptamtliche Priesterin des Bistums. Heute ist sie Pfarrerin der Gemeinde Augsburg. Foto: Walter Jungbauer

Dank guter Freunde in meinem Kurs habe ich diese Zeit schadlos überstanden – und konnte dann auf der ersten Kaplanstelle ab 1989 vieles von dem verwirklichen, was mir wichtig war. Anekdote am Rande: Um in der Gemeinde Messdienerinnen zu ermöglichen, die es bis dato dort nicht gab, benutzte ich die Argumentation des Dogmatikers und Ökumenikers Wolfgang Beinert für die Frauenordination, die dieser damals in den „Stimmen der Zeit" veröffentlicht hatte und wendete sie auf die Frage der weiblichen Messdiener an – mit Erfolg. Das nennt man wohl „mit Kanonen auf Spatzen schießen".

Die Zeit als Hochschulpfarrer an der KHG Münster bedeutete dann wieder sehr kirchlich-liberale Luft zu schnuppern und (ausgelöst durch meinen „klassischen" Zölibatskonflikt) den Weg zum Alt-Katholizismus zu finden.

Schon in der ersten Auseinandersetzung mit alt-katholischer Theologie und beim ersten Gespräch in Bonn mit Bischof Joachim Vobbe konnte ich deutlich spüren, dass ich im deutschen Bistum und im Zugehen auf das große Ereignis der Frauenordination in Konstanz sehr schnell heimisch werden würde. Vielleicht hat mir meine hier beschriebene Biografie dabei geholfen.

Den Weihegottesdienst in der Konstanzer Kirche habe ich in lebendiger Erinnerung: Übervoll und feierlich, mit ganz vielen neuen Eindrücken vom „weltweiten Alt-Katholizismus". Nach der Weihe und der Eucharistiefeier freute ich mich auf Sekt und kleine Häppchen im „Konstanzer Konzil" und musste die wohl schmerzhafteste Erfahrung meiner noch kurzen alt-katholischen Zeit machen: Die gesprochenen Grußworte und überbrachten guten Wünsche für Regina Pickel-Bossau und Angela Berlis dauerten (jedenfalls in meiner Erinnerung) mindestens so lange wie der Weihegottesdienst selbst – und wegen der geplanten Rückfahrt des Busses hatten sich der Sekt und die kleinen Häppchen damit erledigt.

Wenige Monate nach der Konstanzer Weihe hatte der Kirchenvorstand der Offenbacher Gemeinde Angela Berlis zur Feier der Eucharistie eingeladen – ich selber habe nicht konzelebriert, sondern mit in der Gemeinde gesessen. Wir haben gebetet und gesungen, Angela stand am Altar und zelebrierte – und es kam mir und allen anderen so vor, als sei das gar nichts Besonderes und als sei es schon immer so gewesen. An dem Tag habe ich ein wenig bedauert, nicht schon bei den Diskussionen der Synoden und auf dem Weg zur Frauenordination dabei gewesen zu sein, sondern eher unvermittelt von den Früchten kosten zu dürfen. Und ich war sehr froh, den Weg zur Alt-Katholischen Kirche eingeschlagen zu haben, denn er erschloss sich mir als die logische Fortsetzung all dessen, wofür ich immer schon in meinen kirchlichen und theologischen Überzeugungen stand. ■

Hintergrundbild: Girolamo da Brescia, „Maria Magdalena", c. 1535-1540. Aus Wikimedia Commons.

Ein Gedankensplitter

VON LOTHAR HAAG

„Ja, aber, Jesus hat doch nur Männer um sich versammelt" – so ein beliebtes ‚Argument' in manchen Kreisen. Umso schöner dann die verdutzen Gesichter, wenn folgende Antwort kommt: „Ja, genau, und alles Juden, also beschnittene Männer..."

Ich bin froh, in einer Kirche zu sein, die nach langem Ringen für sich entschieden hat, Frauen und Männer gleichermaßen in den Dienst zu nehmen, und sehe darin einen großen Schatz: denn nur in der Vielfalt können wir von Gott künden, die unser Verstehen und Definieren übersteigt. ■

Ich war dabei!

VON ANNEGRET SCHOMBURG

Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich – damals noch als Sympathisantin der Alt-Katholischen Kirche – mit meinem Mann nach Konstanz fuhr, um an der Priesterinnenweihe teilzunehmen. Wir wollten dabei sein, bei diesem für uns besonderen Ereignis, da wir spürten: „Hier wird Geschichte geschrieben", hier passiert etwas Besonderes, etwas Großes, etwas für uns Wichtiges.

Vielleicht kam meine euphorische Stimmung auch daher, dass ich, damals noch Mitglied der Römisch-Katholischen Kirche, mir die Möglichkeit zur Priesterinnenweihe schon so lange gewünscht hatte. Und ja – dieses Ereignis war mit Sicherheit ein weiterer, wichtiger Baustein für mich, den Schritt der Konversion zu wagen und alt-katholisch zu werden.

Wenn ich heute auf die Römisch-Katholische Kirche schaue und sehe, wie meine Schwester und viele weitere Frauen engagiert und mit ganz viel Kraft, Willen und Beharrlichkeit den Kampf für das Priesterinnenamt immer noch kämpfen, empfinde ich es nach wie vor als Geschenk, dass dies in meiner Alt-Katholischen Kirche möglich ist.

Wie viele Konflikte im Vorfeld auch innerhalb der Alt-Katholischen Kirche ausgefochten werden mussten, blieb mir damals verborgen. Ich konnte mich einfach unvoreingenommen freuen. Heute weiß ich, dass damals auch nicht alles glatt lief und hart um die Entscheidung gerungen wurde. Umso stolzer bin ich auf das Erreichte und den Mut all derer, die damals für die Priesterinnenweihe gestimmt haben.

Aber wie es manchmal in Leben ist, folgte auf Euphorie Ernüchterung. Dem gefühlten Aufbruchsignal folgt eine „Durststrecke". Ich erinnere mich noch gut an meine gefühlte Enttäuschung in der Zeit „danach", da die beiden frisch geweihten Priesterinnen in meinem Erfahrungshorizont alt-katholischer Kirche schnell nicht mehr spürbar waren. Eine gute Fügung war es, als wir 1999 nach Karlsruhe zogen und dort auf Sabine Clasani und Alexandra Caspari als Vikarinnen trafen. So wurde meine Vorstellung von Kirche als einem Ort, in dem Männer und Frauen gleichberechtigt in den Ämtern vertreten sind, wieder auch bildlich fassbar. Diese Erfahrung hat meine Überzeugung gestärkt, mit der Priesterinnenweihe als Kirche auf dem goldrichtigen Weg zu sein. Das Erleben einer Priesterin am Altar wünsche ich noch viel mehr unserer Gemeinden. Für mich ist dies ein Ausdruck von Vielfalt, Offenheit aber auch von gleichberechtigter Normalität in der Kirche, die ich genieße.

Die wachsende Anzahl von Priesterinnen und die Berufung von Anja Goller zur Generalvikarin sind wichtige Schritte in die richtige Richtung. Dennoch ist noch viel Luft nach oben. Derzeit liegt der Frauenanteil in unserm Bistum unter den Hauptamtlichen bei ca. zehn Prozent. Um das Ziel einer Ausgewogenheit zu erreichen, bedarf es noch weiterer Anstrengungen. Ich denke, wir sind alle aufgerufen, kirchliches Leben so zu gestalten, dass junge Frauen es sich vorstellen können und ermutigt werden, das Amt einer Priesterin anzustreben.

Die Grundsatzentscheidung zum gleichberechtigten Zugang zu allen Ämtern war der Anfang. Diese umzusetzen, mit Leben zu füllen und dabei die heutige Lebenswirklichkeit der Menschen im Blick zu haben, ist eine fortwährende Aufgabe, die Offenheit und Anerkennung erfordert. Das haben zwischenzeitlich auch politische Parteien erkannt und werben mit entsprechenden Slogans aktiv für Veränderung. Im Wettstreit um das Ziel „Jünger, moderner, weiblicher" hätte ich gerne als Kirche die Nase vorn. ☺

Annegret Schomburg ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe

Foto: Die heutige Mannheimer Pfarrerin Sabine Clasani bei ihrer Primiz 2007, St. Cyprian, Bonn. Foto: Stephan Neubaus-Kiefel.

Ralf Staymann ist Pfarrer der Gemeinde Koblenz

Foto: Weihe der ersten alt-katholischen Priesterinnen Prof. Dr. Angela Berlis und Regina Pickel-Bossau mit Bischof Joachim Vobbe, Konstanz, 1996.

25 Jahre Priesterinnenweihe

VON RALF STAYMANN

Als am Pfingstfest 1996 in Konstanz die ersten Frauen unseres Bistums – Angela Berlis und Regina Pickel-Bossau (+ 17. März 2021) – zu Priesterinnen geweiht wurden, war ich als Priester des Bistums Münster Kaplan in Haltern am See. Das Kirchenvolksbegehren lief zu der Zeit auch dort auf Hochtouren mit vielen engagierten Menschen. Ich war sichtlich beeindruckt von diesem großen Schritt und gratulierte dieser anderen katholischen Kirche öffentlich am Ende des Pfingstgottesdienstes zu dieser Entscheidung. Als Angela Berlis einige Tage später ihre Primiz in Münster feierte, rückte dieses Ereignis auch geographisch ganz nah. Damals dachte ich mit Blick in die Alt-Katholische Kirche: „Wow! Das ist ein zukunftsweisender und längst überfälliger Schritt!“

Nur fünf Jahre später haben meine Frau und ich uns als alt-katholisch erklärt und das Bistum gewechselt. Heute ist es für mich eine Selbstverständlichkeit, mit Frauen als Kolleginnen im geistlichen Amt zusammenzuarbeiten. Zusätzlich macht es mir persönlich viel Freude, junge Menschen im Bischöflichen Seminar in Bonn auf diesen Beruf vorzubereiten. Zwei Gedanken bewegen mich:

1. Alle Christinnen und Christen sind durch die Taufe zum allgemeinen Priestertum berufen (1 Petr 2,9). Die Berufung ist in Taufe und Firmung gesetzt – unabhängig vom Geschlecht. Wenn ein Mensch sich entscheidet, diese Berufung im geistlichen Amt zu leben, halte ich das nicht für eine besondere Berufung, sondern für ihren /seinen eigenen Weg, diese Berufung zu leben und zu gestalten. Der Kirche obliegt es dann, diesen Weg bis hin zur öffentlichen Ordination zu gestalten und die Kandidat*innen zu begleiten und auszubilden. Dabei geht es immer auch um die Feststellung der Eignung zu dieser besonderen Ausprägung der in der Taufe und Firmung grundgelegten Berufung zum Christsein.

2. Dass immer noch relativ wenige Frauen nach 25 Jahren im geistlichen Amt in unserem Bistums unterwegs sind (von den 37 hauptamtlichen Pfarrer*innen sind es drei, immerhin zusätzlich eine Generalvikarin; von den 68 ehrenamtlichen Geistlichen sind es sieben), muss die Kirchenleitung und die für die Ausbildung Verantwortlichen auch vor die Frage stellen, ob die strukturellen Gegebenheiten und Bedingungen in unserem Bistum nicht so sind, dass es für Frauen schwerer als für Männer ist, den Weg ihrer Berufung zum Christsein im geistlichen Dienstamt zu leben. Die Grundvoraussetzung dafür ist seit Jahrzehnten in der SGO § 1 (5) verankert, aber das allein scheint nicht ausreichend. Eine Diskussion darüber ist meines Erachtens erforderlich, und wenn sie dann noch gute Ergebnisse hat, umso besser. ■

Konstanz 1996

VON GEORG SPINDLER

Als 1988 die erste Frau, nämlich Angela Berlis, zum Dienst als Diakonin ordiniert wurde, war ich noch römisch-katholischer Diakon, aber schon damals freute ich mich sehr über diesen bedeutsamen Schritt. Vier Jahre später trat ich dann dem alt-katholischen Bistum bei. Ich dachte damals, es werde vorerst wohl beim Diakonat der Frau in unserem Bistum bleiben, ich erlebte aber auch von Anfang an das Ringen um die Ordination von Frauen in den Dienst des Presbyterats. Als die Synode dann den Weg dazu frei machte, war ich darüber zuerst ein wenig traurig, hatten wir ja dadurch auf längere Zeit keine Diakoninnen mehr. Am Sinn und an der Berechtigung dieses Anliegens hatte ich keine Zweifel. Dass unser Bistum ein solches Risiko einging, war erstaunlich; immerhin stand ja die Einheit der Utrechter Union auf dem Spiel und dazu noch die ohnedies schon belastete Freundschaft zu den Orthodoxen Kirchen.

Aber alles ging letztendlich gut, zumindest langfristig, und der Pfingstmontag 1996 rückte näher. Irgendwann im März 1996 kam ein Anruf aus dem Ordinariat, und ich wurde gefragt, ob ich Zeit und Lust hätte, zusammen mit Johannes Schäfer bei der Feier der Ordination von Regina Pickel-Bossau und Angela Berlis als Diakon zu assistieren. Ich sagte sofort zu und hatte eine riesige Vorfreude.

In der größten alt-katholischen Kirche Deutschlands, in Konstanz, fand dieses historische Ereignis statt. Bischof Joachim, erst ein Jahr im Amt, war angesichts der möglichen Folgen sichtlich angespannt. Altbischof Sigisbert, mit dem wir am Vorabend des großen Festtages beim Abendessen zusammensaßen, erzählte mit Begeisterung Witze, Bischof Bernhard Heitz kam mit seiner Frau Monika aus Wien angereist, die österreichische Diakonin Karin Leiter hoffte auf die baldige Erfüllung ihres großen Herzenswunsches, die allerdings noch zwei Jahre auf sich warten lassen würde. Ich erinnere mich noch an ein Gespräch mit Karin und an meine Frage an sie, warum sie mit ihrem Dienst als Diakonin nicht zufrieden sei, den sie doch für mich so überzeugend lebte. Ich weiß nicht, ob sie meine Frage verstanden hat.

Ein gewaltiges Erlebnis mit Folgen

Die Feier selbst war ein gewaltiges Erlebnis! Noch nie hatte ich so viele Alt-Katholiken auf einem Fleck gesehen. Ich erinnere mich nach fünfundzwanzig Jahren immer noch gut an die Stimmung in der Sakristei, als wir die liturgischen Gewänder anlegten und uns auf die Feier der Liturgie vorbereiteten. Die lutherische Bischöfin Maria Jepsen war dabei und auch die Pröpstin Bärbel Wartenberg-Potter. Als alles bereit war, stimmte Angela Berlis das „Veni, Creator Spiritus“ an, und dann zogen wir in die bis zum letzten Platz gefüllte Kirche ein.

Die gesamte Feier war von einer gewaltigen Freude geprägt. Hier wurde ein Schritt gewagt, der sehr riskant war, aber dennoch in die richtige Richtung führte. Umso trauriger war für mich dann einige Tage später die Reaktion des damaligen Fuldaer Bischofs Johannes Dyba, der auf die Ungültigkeit der Ordination von Frauen hinwies; ebenso die des Kölner Kardinals Joachim Meisner, der meinte feststellen zu müssen: „Die Alt-Katholiken sind weder alt noch katholisch“.

Dieser historische Schritt unseres Bistums hat einiges in Gang gebracht, auch in Bezug auf die Ökumene. Darüber hinaus machte er, wenn auch nicht ohne Reibung, in fast allen Bistümern der Utrechter Union den Weg frei zur Frauenordination. Die Gemeinschaft der Utrechter Union ist nicht zerbrochen; lediglich die PNCC (Polnisch-Katholische Nationalkirche von Amerika) trennte sich deswegen von ihr. Heute sind Frauen im diakonischen wie auch im priesterlichen Dienst nicht mehr wegzudenken – nur fünfundzwanzig Jahre danach. Die orthodoxen Kirchen haben nicht mit uns gebrochen, wie von manchen befürchtet wurde. Auch die Beziehungen zur Römisch-Katholischen Kirche haben sich wohl kaum verschlechtert. Die Hoffnung aber, dass viele römisch-katholische Frauen, die sich zum geistlichen Amt berufen fühlen, nun zu uns kommen würden, erwies sich als Trugschluss.

Mich persönlich macht es bei aller Freude über Gerechtigkeit und Gleichberechtigung doch auch ein wenig traurig, dass wir zur Zeit zwar nicht wenige Frauen im Priesteramt, aber nur eine einzige „Diakonin auf Dauer“ im Bistum haben. Das trifft auch auf das Diakonenamt von Männern in unserem Bistum zu: Kaum ist jemand zum Diakon ordiniert worden, schon geht es weiter zur „Priesterweihe“. Man tut, als ob es nur ein geistliches Amt gäbe, nämlich das Priesteramt. Dabei ist doch das Diakonenamt ein sehr altes neutestamentliches und von Anfang an in der Kirche bezeugtes altkirchliches Amt, das zeitgemäßer nicht sein könnte. Gott sei Dank gibt es in unserem Bistum aber doch zumindest eine Frau und etwa fünfzehn Männer, die den Sinn dieses Amtes wie auch dessen Schönheit begriffen haben und die bereit sind, es ihr Leben lang auszuüben.

Angela Berlis, einer der beiden ersten Priesterinnen unseres Bistums, möchte ich an dieser Stelle zu ihrem silbernen Jubiläum Gottes Segen in Fülle wünschen. Auf viele Jahre! Regina Pickel-Bossau hat ihr Jubiläum hier auf Erden nicht mehr erleben dürfen. Jetzt bekommt sie sicher auf der „anderen Seite“ ihren Lohn für ihren treuen Dienst. ■

Georg Spindler ist Diakon im Ehrenamt in der Gemeinde Rosenheim

Raimund Heidrich ist Mitglied der Gemeinde Dortmund

Berufung

VON RAIMUND HEIDRICH

Prophetinnen und Propheten
werden berufen,
Priesterinnen und Priester auch
und Ordensleute ebenso,
sagt man.
Berufen für andere!
Oder über andere?
Oder gegen andere?

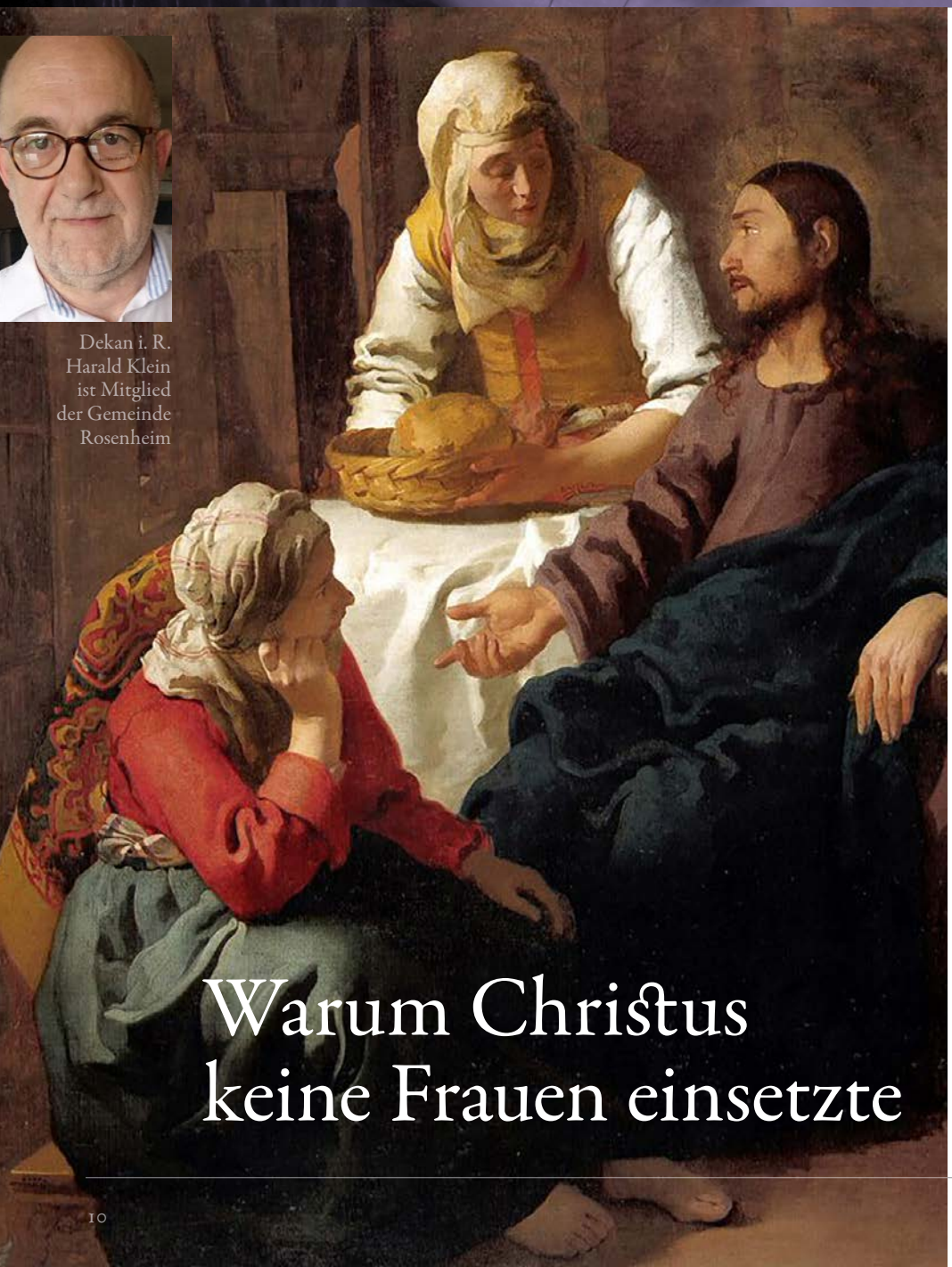
Aber hast Du nicht eigentlich jede
und jeden berufen?
Ohne Unterschied?
Doch, Du hast tatsächlich jede und
jeden gerufen,
alle hast Du gerufen
beim eigenen,
unverwechselbaren Namen.

Du hast uns berufen von Anfang an,
die anderen und mich,
so wie wir sind,
so wie wir nun mal sind.

Du hast uns herausgerufen,
immer wieder hast Du
uns herausgerufen,
damit wir etwas mehr
die werden können,
die wir noch nicht sind,
aber doch sein könnten,
ja, die wir doch schon ansatzhaft sind
von Anfang an.

Hellhörig bin ich seitdem.
Ich suche Zeiten der Stille,
um nicht zu überhören
Deine zarte Stimme,
die mich herausruft für andere,
die mich herausruft zum Leben,
zum wirklichen Leben. ■

Dekan i. R. Harald Klein ist Mitglied der Gemeinde Rosenheim



Warum Christus keine Frauen einsetzte

VON HARALD KLEIN

Wie wurde man eigentlich Jünger oder Jüngerin Jesu? Gab es dafür irgendwelche Vorbedingungen, Voraussetzungen, Abläufe? Gab es Bewerbungsgespräche, ein Casting? Hatte bei der Entscheidung über eine Aufnahme oder Einsetzung die restliche Jüngerschar ein Mitspracherecht? Gab es Funktion oder Mitgliedschaft auf Probe? Hatte ein Außenstehender, ein Vertrauter Jesu oder gar seine Mutter ein Mitspracherecht (noch Paulus musste erst mal zur Familie Jesu, um sich einzuführen und zu erkundigen)?

All diese Fragen lassen sich anscheinend anhand der Berufungsgeschichten in den Evangelien beantworten. In ihnen wird scheinbar offengelegt, wie es wohl ablief, wenn ein Passant zum Mitglied der Jüngerrunde wurde. Natürlich stellen wir fest, dass von keiner Frau in diesem Zusammenhang die Rede ist; da sind wohl nur Männer zugelassen und in Funktion genommen worden. Aber es fällt uns auch auf, dass die Geschichten insgesamt eher schematisch als dokumentarisch sind, z. B.: Mk 1,19: „Als Jesus ein Stück weiterging, sah er Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und seinen Bruder Johannes; sie waren im Boot und richteten ihre Netze her. Sofort rief er sie, und sie ließen ihren Vater Zebedäus mit seinen Tagelöhnern im Boot zurück und folgten Jesus

nach." Klingt das nicht fast lakonisch und alles andere als realistisch?

Die Berufungsgeschichten in den Evangelien

Um darauf eine Antwort zu finden, gehen wir zurück ins Alte Testament. Dort gibt es viele Berufungsgeschichten: die des Abraham, des Mose und vor allem die der Propheten. Sehr typisch für diese frühen Darstellungen von Berufung ist das verzögernde Moment. Eigentlich bringen sie alle, die da von Gott angesprochen werden, einen Einspruch: „Ich bin zu jung", „Ich kann nicht frei reden", „Ich habe keine Ahnung"... Und immer muss Gott diese Replik erstmal widerlegen oder umgehen. Die Berufung durch Gott trifft auf einen letztlich überforderten Menschen. Und der äußert das auch ehrlich und mit Recht.

Ganz im Gegensatz dazu geht es im Neuen Testament zu: Hier erfolgt die Berufung durch Jesus, und die Gemeinten haben nicht den Hauch einer Chance oder gar Zeit, das abzulehnen. Wer erst überlegen will, erst den eigenen Vater bestatten will oder noch mit Gedanken an sein Erbe beschäftigt ist, der braucht gar nicht auf ein Überreden oder Bemühen des Jesus zu warten: Er ist als möglicher Jünger abgemeldet. Das ist so bei Markus, bei Lukas und Matthäus und dann in abgeänderter Form bei Johannes. Im ersten Moment hat man den Eindruck, Jesus mit seiner Autorität würde dabei gar noch über den Gott des Ersten Testaments gestellt: Wenn Jesus ruft, gibt es kein Recht auf Einspruch. Aber kann sich das historisch so vollzogen haben?

Wer mit menschlichem Einfühlungsvermögen, Psychologie und Nüchternheit an die Texte herangeht, wird sagen: Nein. Und auch die Exegeten betonen: „Dies ist sicher nicht historisch, sondern dient ..." (Lothar Wehr). Ohne gegenseitiges Kennenlernen, ohne Annäherung und Elemente eines Prozesses ist das sicher nicht vor sich gegangen. Es stimmt schlicht nicht. Aber was wird dann hier geschildert?

Andere Zeit, anderer Handlungsträger

Sowohl die expliziten Jüngerberufungen wie auch die Indienstnahme durch Auftrag, Wunder oder Lehraussage haben nichts, aber auch gar nichts mit Jesus zu tun. Was der historische Jesus gemacht hat, hat die Schreiber der Evangelien diesbezüglich überhaupt nicht interessiert. Ihnen ging es vielmehr nur um die Zeit nach Ostern, um die Situation der ersten und zweiten Generation in der Urkirche und somit um den Christus des Glaubens. Wer in diesen Evangeliumstexten der Berufung und Ermächtigung handelt (bis hin zu Petrusauftrag und Abendmahlserzählung), das ist der zeitnahe, erhöhte Gottessohn, wie die Kirche ihn in Gebet und Glaube empfand und vermutete. Es gehört Mut dazu, derartig ein Christusbild zu entwerfen, weil es notgedrungen vorläufig und subjektiv ist. Die Evangelisten schildern insofern gerade in ihren Berufungsgeschichten, wie um 50 oder 80 nach Null Jüngerruf und Indienstnahme nach ihrer Meinung vor sich ging: nämlich abrupt und innerlich, ohne die Chance, einen historischen Jesus in Augenschein zu nehmen und mit allen Sinnen kennenzulernen. Berufung war damals nur ableitbar aus dem eigenen Herzensgespür. Erst Johannes in seinem späten Evangelium fügt dann die Notwendigkeit einer Berufungskette an: Ein „Bruder" sagt dir, dass du berufen bist.

Jesus in seinem historischen Umfeld spielt in diesen Texten keine Rolle, auch nicht die Frage, wen er zu seiner irdischen Lebenszeit angeredet, einbezogen, beauftragt hat. Die Rede ist nur vom Christus des Glaubens oder, wie Hans Jorissen sagte, vom Glaubensbild des auferstandenen Jesus.

Wenn Joseph Ratzinger zusammen mit anderen genau diesen Christus des Glaubens allein als wesentlich empfindet und darstellt, dann hat das natürlich auch den Hintergrund, dass diese Christusgestalt zentral von der Kirche gezeichnet und verantwortet werden kann. Sie kann als unfehlbar gelehrt und befohlen werden. Der historische Jesus hingegen ist unverfügbar. Er war, wie er war. Das ist problematischer, verhangener als ein Christus des Glaubens. An diesen irdischen Jesus kommen wir nie unzweifelhaft heran, wir können uns ihm nur zollweise nähern. Aber uninteressant ist er deshalb wahrhaftig nicht. Wie sagte Johann Baptist Metz so schön: Für die Kirche ist (der historische) Jesus eine „gefährliche Erinnerung", ein Ausgangspunkt, der infrage stellt und der gerade deswegen nicht heruntergespielt oder überklebt werden darf. Ohne den historischen Jesus und die Annäherung an ihn ist unser Glaube fundamentlos und letztlich abwegig. Die Frage nach dem, was Jesus gesagt und gemacht hat, ist nicht weniger zentral für Christen als die Ausarbeitung eines Bildes vom Auferstandenen.

Christus des Glaubens

Es ist also unzweifelhaft: Vom Christus des Glaubens sind damals keine Frauen zur direkten Nachfolge oder Ämterübernahme herangezogen worden. Dieser nachösterlich empfundene Christus hat sich notwendigerweise in dem Rahmen bewegt, den das Denken, die Vorurteile und gesellschaftlichen Gegebenheiten der Zeit des ersten Jahrhunderts mit sich brachten.

Aber was war das für ein Denken, für eine Befindlichkeit? Sicherlich war es geprägt von der damaligen starken Position der Frau in der griechisch-römischen Welt. Das war „in", das war en vogue. Und dagegen haben sich Juden und Judenchristen sehr gesträubt. Es stimmte nicht überein mit der gängigen Schriftauslegung des Alten Testaments und daraus entnommenen Verhaltenskodexen.

Angefangen bei der jahwistischen Schöpfungsgeschichte mit Adam und Eva, über die Rolle der Frau Potiphars gegenüber Josef und die Heirat des Mose wurde aus den Erzählungen der Bibel ein Instrumentarium gemacht zur Abwertung und Schuldzuweisung des Weiblichen. Adam sei als erster Mensch erschaffen worden und deshalb gegenüber Eva hochwertiger. Eva habe schuldhaft Adam verführt mit dem Apfel. Dass gerade Eva in der alten Geschichte wörtlich „verführt" wurde (die Schlange ist im semitischen Denken und Sprechen nebenbei

Hintergrundfoto gegenüber: Naika Lieva, „Ear", Flickr.
Bild gegenüber: Jan Vermeer, „Christus in het huis van Martha en Maria", 1655. Aus Wikimedia Commons.

männlich), die Handlung Evas aber im jahwistischen Text ausdrücklich nicht „Verführung“ genannt wird, sondern schlicht „Weitergabe“, das wurde bewusst außer Acht gelassen. Auch dass sich die Erschaffung „Adams“ (= Mensch) auf Mann und Frau bezieht und keine Wertreihenfolge eröffnet, wurde unterschlagen. Die alten Texte wurden seit der Zeit des Jesus Sirach immer deutlicher genutzt, um eine patriarchale Gesellschaftsordnung zu zementieren – mit scheinreligiöser Bedeutsamkeit.

Vorher war gerade nach der Exilszeit eine deutliche Hochschätzung der Frau in der jüdischen Tradition typisch geworden. Die Erzählungen um die alten Propheten (neu aufbereitet) demonstrieren geradezu eine Verehrung selbstbewusster und handlungsfähiger Frauen (z. B. die Elischa-Erzählung von der Frau zu Schunem). So waren das Judentum und seine Tradition in der Frühzeit Vorreiter und Anwalt für den Schutz von Frauen und weitgehende Gleichstellung der Geschlechter.

Aber in der unmittelbaren Zeit vor Jesus und der frühen Kirche hatte sich das gesellschaftsmäßig stark verändert. Im Judentum herrschte eine fast triumphierende Geringschätzung der Frauen und Alleinbestimmung der Männer. Und wir brauchen nur hineinzuschauen in Texte des Neuen Testaments aus der Briefliteratur (1. Korintherbrief 11,4ff., 1. Petrusbrief 3,1ff., Timotheusbrief 2,8ff., Epheserbrief 5,22ff. u. a.), und wir merken, wie die frühe Christenheit sich hineinziehen ließ in einen Sog der Frauenbenachteiligung, vielleicht nur, um sich nicht den Geruch des neuen Denkens (griechisch-römisch) zuzuziehen. Insofern musste der Christus des Glaubens, wie ihn die frühe Christenheit visualisierte und weitertrug, frauenabwehrende Züge tragen. Und es ist nicht hoch genug zu schätzen, dass die Evangelien nur in bestimmten Bereichen davon beeinflusst wurden (z. B. den Berufungsschilderungen).

Historischer Jesus von Nazareth

In wie weit können wir aber nun etwas über die Haltung des historischen Jesus sagen? Über seine Weise, Jünger und Jüngerinnen zu sammeln, haben wir keine Belege. Was wir aber feststellen, ist, dass Frauen in seinem Umfeld ganz selbstverständlich vorkamen und nicht als minderwertig charakterisiert wurden (mit Ausnahme einer nichtjüdischen Frau, die sich mit Jesus aber dann einen siegreichen Disput leisten durfte). Aufträge oder Funktionen von Frauen im Rahmen der Jüngergemeinschaft können wir nur erahnen. Aber wir wissen, dass unmittelbar nach Ostern ausgerechnet Frauen die ersten und entscheidenden Glaubenszeuginnen werden durften.

Ganz schnell haben die Männer damals versucht, es ihnen gleichzutun, aber das „Ärgernis“ der „Bevorzugung“ bleibt in den Evangelien deutlich. Überhaupt ist verräterisch, dass in der ersten Christengeneration (auch in paulinischen Gemeinden) Frauen Vorsteherinnen waren, meist zusammen mit einem (oder ihrem) Mann aufgeführt. Und eine Apostelin namens Junia wird in der Bibel namentlich erwähnt. Natürlich ist auch die in allen Evangelien erwähnte Gestalt der Maria von Magdala als Teil der Nachfolge-Gemeinschaft ein Indiz für Jesu Offenheit bezüglich der Teilung von Verantwortung und Zuständigkeit auch mit Frauen. Nach Meinung vieler Exegeten (wie G. Theißen) war Maria von Magdala eine markante Unterstützerin der ganzen Jesusbewegung.

Ja, der historische Jesus hat keine Frauen für Kirchenämter oder Liturgiedienste eingesetzt oder gar geweiht, aber das hat er ja auch an keiner Stelle mit Männern gemacht, das war gar nicht in seinem Blickwinkel.

Notwendiges Update

Keine Frage, der auferstandene Christus ist real. Er lebt, er ist kein Gespinst. Aber jegliche Vorstellung und Einordnung von ihm ist zeitbedingt und wirklich immer neu zu versuchen. So wie Evangelisten es im 1. Jahrhundert nach der Zeitenwende gewagt haben, so ist es auch heute, nach 2000 Jahren, noch Aufgabe und Pflicht des Christentums, ein Christusbild zu formen, das mit dem Wissen vom historischen Jesus und eigenen heutigen Einsichten und Lernschritten übereinstimmt. Es reicht nicht, wenn unser Christus einfach der „alte“ ist, es reicht auch nicht, wenn es einfach der Christus der „Alten Kirche“ ist. Gerade auch in der alten Kirche gab es Fehlhaltungen. Gerade auch in der alten Kirche gab es Angst um Macht und Tresore. Auch damals schon gab es Furcht vor ungewohnten Stimmen, Gefühlen, Talenten. Aber Anweisungen zum Schweigen, Verschleiern und Gehorchen passen nicht zu Jesus, weder zu dem historischen noch zu dem auferstandenen, lebendigen. Eine Gefahr für die Zukunft der Kirche ist nicht das Verschwinden altbekannter Strukturen und Denkweisen, sondern nur das Verschwinden der Liebe.

Frauen können nicht so gut einparken wie Männer, sagt man. Die Kirchengeschichte hat tatsächlich gezeigt, dass Männer, Kirchenmänner das besser können: einen Wagen abbremsen, in eine Abstellücke bugsieren, die Handbremse ziehen, Türen und Fenster verriegeln und den Schlüssel einstecken. Vielleicht brauchen wir gerade heute verstärkt solche Menschen, die den gemeinen Parkplatz nicht so zu schätzen wissen, die als Frauen eher mit dem werdenden und sich verändernden Leben vertraut und intuitiv verbunden sind. ■

Foto: Liturgischer Tanz bei der Weihe von Brigitte Glaab zur Priesterin 2010 in der ev. Christuskirche in Aschaffenburg. Sie ist heute Frauenseelsorgerin des Bistums. Foto von Michael Glaab.

Als Mann und Frau schuf er sie

VON BARBARA SPINDLER

„Als Mann und Frau schuf er sie." So steht es in der Schöpfungsgeschichte. Und auch wenn das kein Tatsachenbericht ist, so hat es doch eine Botschaft für uns.

In unserer heutigen Welt wird viel von Gleichberechtigung und Gender gesprochen und geschrieben, und das ist wichtig, weil Frauen noch immer in vielen Bereichen benachteiligt sind. Und doch möchte ich es heute in Frage stellen, ob Frauen und Männer wirklich gleich sind.

Können Gleichberechtigung und eine Gleichstellung der Geschlechter die Unterschiede zwischen Mann und Frau aufheben? Wäre das überhaupt sinnvoll? Natürlich soll es Frauen möglich sein, ihren Beruf frei zu wählen und ihrer Berufung nachzugehen. Und deshalb ist es sehr schön, dass es in der Alt-Katholischen Kirche Priesterinnen gibt.

Und da sind wir schon bei dem Punkt angekommen, der mich immer wieder beschäftigt. Gibt es ein weibliches und männliches Priestertum oder gibt es nur „das" Priestertum?

Meine Beobachtung ist sowohl in der Alt-Katholischen als auch in der Lutherischen Kirche, dass Priesterinnen oft in die Rolle ihrer männlichen Kollegen rutschen. Sie versuchen, alles genauso zu machen und ihren „Mann zu stehen". Dabei gehen oft die wichtigen weiblichen Eigenschaften verloren. Für die Priesterin persönlich, aber auch für ihre Gemeinde.

Was hat Gott sich wohl dabei gedacht, als er Mann und Frau schuf? Sicher ging es ihm nicht um einen Konkurrenzkampf. Hat er sich vielleicht gedacht, dass eine Aufgabenteilung sinnvoll wäre, damit nicht jeder Mensch alles können und tun muss? War es die Idee, dass Frau und Mann sich mit ihren Gaben und Fähigkeiten zu einem Ganzen ergänzen?

Wo sind die weiblichen Gaben bei vielen Priesterinnen? Sind es nicht vor allem die diakonischen Bereiche, die Frauen besonders gut leben können? Oft gehen sie in den vielen Aufgaben der Leitung einer Pfarrgemeinde unter. Egal ob Mann oder Frau, es ist schwierig, allen Anforderungen gewachsen zu sein.

Mein Wunschtraum wäre, dass in jeder Pfarrgemeinde Frauen und Männer, unabhängig von ihrem Amt oder ihrer Berufung, ihren Beitrag zum Gemeindeleben leisten. Dass sie zusammenarbeiten und sich zu einem Ganzen ergänzen. ■

25

Barbara Spindler gehört zum Freundeskreis der Gemeinde Rosenheim

Veni sanc

Hintergrundfoto: Die heilige Ruach kommt auf Maria und die Apostel herab, Stundenbuch Simon de Varie, 1455. Aus Wikimedia Commons.

Te spíritus

VON ANGELA BERLIS

Komm

Heiliger Geist,
fackle nicht lange
zieh uns in deinen Bann

Komm
Heiliger Geist
hauch uns an
entfache uns

Komm
Heiliger Geist
lodere in uns
sei Kraft, die in uns glüht, ohne zu verglühen

Komm

Anmerkung: Statt „Heiliger Geist“ kann auch „Heilige Ruach“ gebetet werden.

kurz & bündig

Alt-Katholisches Seminar

Informationsnachmittag alt-katholische Theologie

Haben Sie Interesse am Masterstudium „Alt-Katholische und Ökumenische Theologie“? Möchten Sie Studierende und Lehrende des Alt-Katholischen Seminars einmal kennenlernen? Sind Sie neugierig auf Einblicke in Geschichte und Gegenwart der Alt-Katholischen Kirche? Wollen Sie mehr über Berufsaussichten im alt-katholischen und ökumenischen Umfeld erfahren? Dann sind Sie herzlich zum Informationsnachmittag am Mittwoch, den 14. Juli 2021, um 16 Uhr eingeladen. Pandemiebedingt findet die Veranstaltung online statt, eine Anmeldung ist unter infoak@uni-bonn.de möglich. ■

aus unserer Kirche

Nachruf

Regina Pickel-Bossau verstorben

von Ralf Staymann

Am 17. März verstarb plötzlich am frühen Morgen Regina Pickel-Bossau im Alter von 72 Jahren in ihrem Haus in ihrer Heimatstadt Andernach. Gemeinsam mit Angela Berlis wurde sie am 27. Mai 1996 in Konstanz durch den damaligen Bischof Joachim Vobbe zur Priesterin unseres Bistums geweiht und gehörte damit zu den ersten beiden Frauen in diesem Dienstamt. Dass ihre körperliche Behinderung kein Weihehindernis darstellte, erwähnte sie immer wieder gerne mit einem gewissen Stolz. Im Mai hätte sie ihr Silbernes Priesterinnenjubiläum feiern können.

Seit ihrer Weihe zur Diakonin 1994 in Koblenz war sie neben ihrem Beruf als Sonderschullehrerin in der Koblenzer Gemeinde als Geistliche im Ehrenamt unermüdlich in der Seelsorge unterwegs. Besonders für die Andernacher Gemeindemitglieder war sie stets eine verlässliche Ansprechpartnerin und feierte mit der dortigen Gottesdienstgemeinde regelmäßig die Eucharistie. Aus gesundheitlichen Gründen konnte sie seit einigen Jahren den Dienst als Priesterin in der Liturgie nicht mehr ausüben, umso mehr aber griff sie immer wieder zum Telefon und war mit den Menschen in der Gemeinde im Gespräch und Austausch.

Neben ihrer kirchlichen Tätigkeit gründete sie in ihrer Heimatstadt den ersten Behindertenbeirat in Deutschland, dem sie mehr als 35 Jahre lang bis 2015 vorstand. Mit ihrem Engagement hat sie, seit frühester Kindheit selbst an Kinderlähmung erkrankt, sehr viel erreicht für gehandicapte Menschen nach dem Motto „Teilhabe verwirklichen, Gleichstellung durchsetzen, Selbstbestimmung ermöglichen“.

Wir nehmen Abschied von einer mutigen und kritischen Frau unserer Kirche und unserer Gemeinde. Wir nehmen Abschied von einem Menschen, der durch und durch österlich glaubte und lebte, so dass wir mit ihr vertrauen und hoffen, dass sie im Licht Christi das Leben in Fülle erfährt. Einen Tag vor ihrem Tod schrieb sie am Ende einer Nachricht: „Machtet jood!“ Das wünschen wir nun unserer lieben Verstorbenen: „Regina, machet jood!“

Die Trauerfeier mit Beisetzung der Urne fand in einem kleinen Kreis entsprechend den Corona-Verordnungen am Gründonnerstag auf dem Friedhof in Andernach statt. ■

Feministische Theologie – eine Bereicherung auch für Männer

VON ALEXANDRA CASPARI

Zunächst einmal: es gibt nicht *die* feministische Theologie. Dass dies so ist, wird sowohl in ihrer geschichtlichen Entwicklung als auch ganz besonders in ihrer Kontextbezogenheit deutlich.

Und noch ein weiteres: Feministische Theologie will keine Nischentheologie sein. Das *Wörterbuch der Feministischen Theologie* sagt das ganz klar (Gössmann, Elisabeth, Gütersloh 1991, 102-105): Die feministische Theologie „versteht sich nicht als Ergänzung traditioneller Theologie, sondern als Neukonzeption von Theologie überhaupt… Feministische Theologie als neues Verstehensmodell von göttlicher Offenbarung und Glauben beinhaltet sowohl Kritik an der traditionell androzentrischen Ausrichtung vergangener und gegenwärtiger Theologie als auch den Versuch eines Neuentwurfs, der Frauen gerecht wird."

Eine große Vielfalt

Dabei ist die feministische Art des Theologietreibens vielfältig. Es gibt sie nicht nur aus dem Blickwinkel weißer europäischer Frauen, sondern von Frauen weltweit aus den verschiedenen Ländern, Kulturen und Schichten – also aus und in ganz verschiedenen Kontexten. Zudem ist auch noch die Entwicklung aus historischer Sicht zu beachten, die mit der Frauenrechtsbewegung einherging und damit auch zeitgebundene Fragen stellte. Feministische Theologie ist sich dessen bewusst, dass sich ihr Blickwinkel und ihre Schwerpunktsetzungen immer wieder geändert haben. Das liegt zum einen an den Fragen, die gestellt wurden und werden, und zum anderen auch an den vielen verschiedenen Fächern der Theologie.

So fragt feministische Theologie in der Kirchengeschichte zum Beispiel, wie Frauen zu verschiedenen Zeiten der Kirchengeschichte lebten und warum so wenige Quellen über diese Frauenleben bekannt bzw. überliefert sind.

In der Bibelwissenschaft wird nach der Rolle von Frauen in der Bibelentstehung gefragt und erforscht, wo Frauenüberlieferungen verloren gegangen sind.

Philosophisch kann der Frage nachgegangen werden, was die Geschlechtlichkeit für die Menschen bedeutet und ob Gott ein Geschlecht hat.

Die Sozialwissenschaft wiederum fragt nach Unterschieden im Glauben von Frauen und Männern und was das für Konsequenzen für die religiöse Erziehung hat.

Diese Aufzählung zeigt nur einen kleinen Ausschnitt und deutet an, dass sich die Frageinteressen und die Fragestellungen stark voneinander unterscheiden und sogar widersprechen können. Das ist in der Wissenschaft nicht ungewöhnlich – und somit auch in der Theologie nicht überraschend.

Ist es angesichts dieser Unterschiedlichkeit überhaupt möglich, feministische Theologie zu definieren? Eine Studienfreundin hat es versucht: „Die feministische Theologie hat das Ziel, in das theologische Denken und Arbeiten die Frauenperspektive einfließen zu lassen, bzw. sie dort zu suchen, wo sie verlorengegangen ist und nicht überliefert wurde. Dabei bedient sie sich der normalen Methoden der Theologie. Im Gegensatz zu anderem theologischem Arbeiten ist sie sich des Kontextes, in dem sie steht, ständig bewusst." Ich finde diese Definition sehr gelungen.

Feministische Bibelauslegung

Nach diesen allgemeinen und einführenden Gedanken möchte ich einen vertieften Blick auf eine theologische Disziplin wagen. Dazu wähle ich die, die am nächsten liegt. Da das Christentum eine Schriftreligion ist, also eine Heilige Schrift besitzt, kommt der Auslegung dieser Schrift ein besonderer Stellenwert zu. Dabei stellt der Blick auf die Bibel Theologinnen von Anfang an vor besondere Herausforderungen, denn Frauen haben über Jahrhunderte unter Berufung auf die Heilige Schrift geschlechterspezifische Einschränkungen, ja Diskriminierungen erfahren.

Die kritische Auseinandersetzung von Frauen mit dieser Erfahrung können wir weit zurückverfolgen. Schon im Mittelalter haben Frauen wie Hildegard von Bingen gegen die androzentrische Vereinnahmung der Bibel Einspruch erhoben. Aber erst seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts gewinnt eine christliche Bibelkritik an Breitenwirkung, welche die Macht von biblischen Texten als niederhaltendes Instrument des Patriarchats zu brechen versucht.

Zunächst standen die Frauengestalten der Bibel wie auch die weiblichen Erscheinungsformen Gottes im Mittelpunkt der Hermeneutik aus Frauensicht. Bekannte und eher unbekannte Frauengestalten, die Erzmütter, die Frauen um Jesus – sie wurden alle neu gedeutet und ans Licht gebracht.

Mehr und mehr aber wurde im theologischen Arbeiten bewusst, dass nicht nur die Auslegung von biblischen Texten als Instrument der Diskriminierung von Frauen herangezogen wurde, sondern dass die biblischen Texte selbst ein Dokument des Patriarchats sind. Denn diese Texte wurden von gelehrten schreibkundigen Männern sowohl tradiert als

Alexandra Caspari ist Pfarrerin der Gemeinde Augsburg

Foto: Die Autorin bei der Feier der Osternacht 2015.

auch redigiert und komponiert. Dass es sich nur um Männer handelt, liegt daran, weil zu jener Zeit den Frauen in der Regel der Zugang zu Bildung verwehrt war.

Deshalb stand im Rahmen der Bibelforschung schon früh die Suche nach einer Hermeneutik bzw. Bibelinterpretation an, die in der Lage sei, diesen Rahmen zu sprengen. So galt es, einen Weg der Auslegung und des Verstehens zu finden, in welcher die Heilige Schrift ihrem Anspruch

Bild: Maria Magdalena trifft auf den Auferstandenen Christus, flämisches Manuskript, 14. Jahrhundert.

gerecht wird, Gottes befreiendes Wort für alle Menschen zu sein – also für Männer und Frauen!

In dieser Suche nach einem neuen Schriftverständnis ist besonders der Name einer Theologin zu nennen: Elisabeth Schüssler-Fiorenza. Ihrer Ansicht nach soll die Bibel so ausgelegt werden, dass deutlich wird, wie sehr sie zur Unterdrückung beiträgt, aber auch, welches Potential der Befreiung in ihr liegt. In den 1980er Jahren entwarf sie eine Bibelauslegung in vier Schritten:

Im ersten Schritt, der *Hermeneutik des Verdachts* (Hermeneutik ist die Theorie der Interpretation von Texten und des Verstehens), nimmt sie den systemischen Androzentrismus der Schrift ernst. Sie nimmt ernst, dass viele Stellen der Bibel nicht nur gegen Frauen verwendet werden können, sondern dass diese auch in einer patriarchalen Absicht geschrieben wurden. Elisabeth Schüssler-Fiorenza verbindet diese Sichtweise der Bibel mit dem Gottesbild: Wenn man nämlich weiterhin darauf beharrt, dass diese Texte der Unterdrückung tatsächlich Gottes Wort sind, dann verkündigen wir einen christlichen Gott der Unterdrückung und der Unmenschlichkeit.

In einem zweiten Schritt beschreibt sie die *Hermeneutik der Erinnerung*. Diese fragt nach den Frauen in den Anfängen der Jesusbewegung und sucht nach der urchristlichen Gleichstellung.

Dem schließt sich die *Hermeneutik der Verkündigung* an. Die Bibel soll als Dokument der Frauenbefreiung ausgelegt und die dem entgegenstehenden Texte sollen aus der Verkündigung herausgenommen werden.

In der *Hermeneutik der kreativen Aneignung* entsteht Raum für eine individuelle und methodisch freie Aneignung von biblischen Texten.

Konkrete Anwendung

Es lohnt sich, diese vier Schritte noch einmal genauer zu betrachten und mit heutigen Erkenntnissen und unserem kirchlichen Tun in Verbindung zu bringen.

Im ersten Schritt, der *Hermeneutik des Verdachts*, nimmt die feministische Bibelauslegung den patriarchalen Kontext ernst. Das taten auch die Übersetzerinnen der *Bibel in gerechter Sprache*. Ohne sie zu beschönigen oder zu glätten, wurden frauenfeindliche Aussagen so genau wie möglich übersetzt – trotz ihres fragwürdigen Inhalts.

Eines der prominenten Beispiele findet sich in der Briefliteratur des Neuen Testaments. Im ersten Brief an die Gemeinde in Korinth im 14. Kapitel wird davon gesprochen, dass Frauen in der Gemeindeversammlung zu schweigen haben. Diese Stelle steht nach wie vor so in der *Bibel in gerechter Sprache*, aber eine Anmerkung erklärt, dass diese Worte mit großer Sicherheit später in den Brief nach Korinth eingetragen wurden. Hier handelt es sich eindeutig um einen kirchenpolitischen und frauenfeindlichen Versuch, Frauen in den Gemeinden zum Schweigen zu bringen. Durch die ungeschönte Übersetzung zusammen mit der Anmerkung wird die patriarchale Ausrichtung dieses Textes offengelegt.

Wenden wir die *Hermeneutik des Erinnerns* auf diese Stelle an, wird offenbar, dass es in den frühchristlichen Gemeinden durchaus Frauen gegeben haben muss, die zur Sprache kamen, ja, die sogar Leitungsfunktionen innehatten. Deshalb stehen in der *Bibel in gerechter Sprache* auch zwei Hinweise auf Bibeltexte, die dem Redeverbot widersprechen: Zum einen die Frauen am Grab im Matthäusevangelium, die den Auftrag erhalten, den Jüngerinnen und Jüngern die Auferstehung Jesu zu verkünden. Ohne ihre Reden wäre die Auferstehungsbotschaft niemals öffentlich geworden. Und zum andern die Grußliste aus dem Römerbrief, in dem neben Männer auch Frauen mit Leitungsaufgaben gegrüßt werden.

Diese beiden ersten Schritte bilden Konsequenzen in der *Hermeneutik der Verkündigung*. So wurde zum Beispiel der Text aus dem 14. Kapitel des 1. Korintherbriefes aus der Leseordnung der Alt-Katholischen Kirche gestrichen.

Ein anderes Beispiel findet sich in den Lesungstexten des Alten Testaments. Am 33. Sonntag im Lesejahr A sieht die römisch-katholische Leseordnung einen Text aus dem Buch der Sprichwörter vor. Aus dem 31. Kapitel werden scheinbar zufällig verschiedene Verse aneinandergereiht. So folgen den Versen 10 bis 13 die Verse 19 und 20. Dann noch 30 und 31. Übrig bleibt die Beschreibung einer Frau, die in der Abhängigkeit ihres Mannes lebt. Ihr Leben und ihr Tun ist vollkommen auf ihren Ehemann abgestimmt: „Das Herz ihres Mannes vertraut auf sie, und es fehlt ihm nicht an Gewinn. Sie tut ihm Gutes und nichts Böses alle Tage ihres Lebens." Ihre Tätigkeiten sind auf den häuslichen Bereich beschränkt: „Sie sorgt für Wolle und Flachs und schafft mit emsigen Händen. Nach dem Spinnrocken greift ihre Hand, ihre Finger fassen die Spindel."

Lesen wir den gesamten Text, so stellen wir überrascht fest, was über viele Jahre in der Auswahl unter den

Tisch gefallen ist: In Vers 14 wird die Frau mit den Schiffen des Kaufmanns verglichen, der Nahrung aus der Ferne holt. Sie versorgt die Angestellten des Haushaltes – ist also Arbeitgeberin. Außerdem handelt sie unternehmerisch, wenn in Vers 16 berichtet wird, wie sie überlegt, einen Acker zu kaufen und einen Weinberg vom Ertrag ihrer Hände zu pflanzen. Sie gürtet ihre Hüften mit Kraft und macht ihre Arme stark. Sie spürt den Erfolg ihrer Arbeit. Kurz gesagt: Hier wird uns eine selbstbewusste und unternehmerisch denkende und handelnde Frau vorgestellt.

Aber damit noch nicht genug – auch im Religiösen hat sie ihre Fähigkeiten und Aufgaben: In Vers 26 wird von ihr gesagt, dass sie mit Weisheit spricht, wenn sie den Mund öffnet – und Unterweisung in Güte ihr auf der Zunge liegt. Eigentlich greifen sowohl die Übersetzung „Unterweisung" in der Einheitsübersetzung als auch die von „Lehre" in der *Bibel in gerechter Sprache* noch viel zu kurz – denn ursprünglich steht dort das Wort „Tora". Diese Frau führt die Tora voll Liebe auf ihrer Zunge – das bedeutet, sie lehrt und deutet die ersten fünf Bücher der Bibel.

Im Sinne der *Hermeneutik der Verkündigung* wird seit einigen Jahren in unserem Bistum an jenem Sonntag der gesamte Text in voller Länge in den Gottesdiensten verkündigt.

Der vierte Schritt, die *Hermeneutik der kreativen Aneignung*, kann in vielfältiger Weise geschehen. Hier in Augsburg zum Beispiel darin, dass wir unsere Kirche 2012 nach der Apostelin Junia benannt haben, die in der Grußliste des Römerbriefes als herausragende Persönlichkeit benannt wird.

Kreativität bedeutet in dieser Hinsicht, dass eine Glaubensaussage, die zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Kontext getätigt wurde, immer wieder der Aktualisierung bedarf, um auch heute noch gehört zu werden. So bleibt der Glaube mit der Wurzel verbunden, kann aber trotzdem gesellschaftlicher Entwicklung Raum geben. Dies kann in vielfältiger Form geschehen: in der Komposition neuer Lieder, in der Neufassung liturgischer Texte oder auch in Form bildender Kunst. ■

Eine Textcollage

Paulus und die Frauen

Aber welcher Paulus?

VON RAIMUND HEIDRICH

Ich empfehle euch unsere Schwester Phöbe,
die auch Diakonin der Gemeinde von Kenchreä ist.
Für viele war sie ein Beistand, auch für mich selbst.
Grüßt Priska und Aquila,
meine Mitarbeiter in Christus Jesus,
die für mein Leben ihren eigenen Kopf hingehalten;
nicht allein ich, sondern alle Gemeinden der Heiden
sind ihnen dankbar.
Grüßt Andronikus und Junia,
die zu meinem Volk gehören
und mit mir zusammen im Gefängnis waren;
sie ragen heraus unter den Aposteln
und haben sich schon vor mir zu Christus bekannt.
Grüßt Tryphäna und Tryphosa,
die sich im Herrn gemüht haben.
Grüßt die geliebte Persis.
Grüßt einander mit dem heiligen Kuss.
Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid,
habt Christus angezogen.
Es gibt nicht mehr Juden und Griechen,
nicht Sklaven und Freie,
nicht Mann und Frau;
denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.
Frauen sollen sich anständig,
bescheiden und zurückhaltend kleiden;
nicht Haartracht, Gold, Perlen
oder kostbare Kleider seien ihr Schmuck,
sondern gute Werke;
so gehört es sich für Frauen, die gottesfürchtig sein wollen.
Eine Frau soll sich still
und in aller Unterordnung belehren lassen.

Bild: Ausschnitt aus „Weissagung des Paulus", Joseph-Benoît Suvée um 1779. Aus Wikimedia Commons.

Dass eine Frau lehrt, erlaube ich nicht,
auch nicht, dass sie über ihren Mann herrscht;
sie soll sich still verhalten.

Wie es in allen Gemeinden der Heiligen üblich ist,
sollen die Frauen in der Versammlung schweigen;
es ist ihnen nicht gestattet zu reden.
Sie sollen sich unterordnen, wie auch das Gesetz sagt.
Wenn sie etwas lernen wollen,
dann sollen sie zu Hause ihre Männer fragen,
denn es gehört sich nicht für eine Frau,
vor der Gemeinde zu reden.
Ist etwa das Gotteswort von euch ausgegangen?
Ist es etwa nur zu euch gekommen?

Denn zuerst wurde Adam erschaffen, danach Eva.
Und nicht Adam wurde verführt,
sondern die Frau ließ sich verführen und übertrat das Gebot.
Leute schleichen sich in die Häuser ein
und ziehen dort gewisse Frauen auf ihre Seite,
die von Sünden beherrscht
und von Begierden aller Art umgetrieben werden,
Frauen, die ständig am Lernen sind
und doch nie zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen können.
Sie wird aber dadurch gerettet werden,
dass sie Kinder zur Welt bringt,
wenn sie in Glaube, Liebe und Heiligkeit
ein besonnenes Leben führt.

Doch im Herrn gibt es weder die Frau ohne den Mann,
noch den Mann ohne die Frau.
Denn wie die Frau vom Mann stammt,
so kommt der Mann durch die Frau zur Welt;
alles aber stammt von Gott.
Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid,
habt Christus angezogen.
Es gibt nicht mehr Juden und Griechen,
nicht Sklaven und Freie,
nicht Mann und Frau;
denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.

→ *Textcollage aus Röm 16,1-4.7; 12,16; 1 Kor 11,11f; 14,33-36; Gal 3,27f; 1 Tim 2,9-15; 2 Tim 3,6f. Die Texte in* normaler Schrift *stammen tatsächlich von Paulus (geschrieben 54-57 n. Chr.). Die kursiv gedruckten Texte sind um 100 n. Chr. entstanden und Paulus nachträglich zugeschrieben worden (die sogenannten deuteropaulinischen Briefe). Beim echten Paulus überwiegen die frauenfreundlichen Texte, die Frauen und Männern die gleiche Würde zusprechen (Strophen 1 und 2). Frauenfeindliche Tendenzen finden sich schon auch bei Paulus selbst, vermehrt dann aber in den später entstandenen deuteropaulinischen Briefen (Strophe 2).* ■

Dr. Christian Flügel ist Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie und Diakon im Ehrenamt in der Gemeinde Düsseldorf

Zum Tod von Uta Ranke-Heinemann

Immer die erste Frau

Erinnerungen an einen Besuch vor 22 Jahren

VON CHRISTIAN FLÜGEL

Am 25. März starb Uta Ranke-Heinemann im Alter von 93 Jahren. In ihrem Leben war sie immer wieder die erste Frau in reinen Männerwelten. Ihr Vater und ihr Neffe wurden die ersten Männer im Staate. Im Frühjahr 1999 bewarb sich Uta Ranke-Heinemann dann selbst um das Amt der ersten Bundespräsidentin.

„Ich werde jeden Tag schlimmer!"

Zusammen mit anderen (angehenden) Journalisten durfte ich 1999 Uta Ranke-Heinemann in ihrem Haus in Essen besuchen.

Die Stimme kommt von oben und bestimmt, wo's langgeht: „Ziehen Sie die Haustür richtig zu und dann kommen Sie in die erste Etage!". Die Empfangshalle im Erdgeschoss liegt im Dunkeln und lässt nur schemenhaft hohe Lehnstühle und große Wandgemälde erkennen. Es riecht nach alten Möbeln und Büchern. Der Salon im ersten Stock ist hell beleuchtet, und wie in einer perfekten Inszenierung kommt Uta Ranke-Heinemann die Treppe herunter und betritt die Bühne. Dabei befestigt sie noch einen goldenen Ohrring, dann beherrscht sie die Szene und dirigiert in die Küche. „Hier empfange ich immer die Presse!" Zu dem Durcheinander aus Kannen, Dosen, Töpfen, Blumenvasen, einem nicht ganz sauberen Herd und zahlreichen Zeitungsausschnitten, Fotos und Kalenderblättern an den Wänden bildet die sorgfältig frisierte weißhaarige Frau in der akkuraten Bluse und dem auffälligen Goldschmuck einen skurrilen Kontrast.

Um sich nicht lange mit biographischen Details aufhalten zu müssen, drückt uns die damals 72-jährige emeritierte Professorin der Universität Essen eine Kurzfassung ihres Lebenslaufes in die Hand. Sie war zeitlebens die erste Frau: die erste und damals einzige Frau unter 800 Mitschülern, die aufs Essener Burggymnasium ging und dort Abitur machte (mit Auszeichnung), die erste Frau der Welt, die in römisch-katholischer Theologie promovierte, 1969 die weltweit erste Professorin für römisch-katholische Theologie an der Universität Essen und 1987 wiederum die erste Professorin, der die Römisch-Katholische Kirche die Lehrerlaubnis entzog, weil sie öffentlich an der Jungfrauengeburt gezweifelt hatte.

Nicht in diesem Lebenslauf erwähnt wird ihr Vater Gustav Heinemann, der erste sozialdemokratische Bundespräsident, eine Symbolfigur der Evangelischen Kirche: aktiv im Widerstand der bekennenden Kirche

gegen Hitler und später Präses der EKD-Synode. „Mein Vater war ein Super-Protestant!“ Natürlich sei es ein Skandal gewesen, dass seine Tochter Uta zum Katholizismus konvertiert sei, „aber es folgten noch so viele Skandale… Ich war immer eine schillernde Person.“

Die Theologin beginnt zu erzählen – über Gott und die Welt. Stolz ist sie darauf, zwölf Sprachen zu sprechen. Die Übersetzungen ihrer Bücher korrigiere sie immer selbst. Im Bett höre sie zum Einschlafen „Radio Vatikan“ in allen Sprachen. Dabei lese sie ausländische Illustrierte. Mit besonderem Interesse verfolge sie die Eheanerkennungen und -annullierungen an den europäischen Fürstenhöfen. „Im Kirchenrecht war ich immer sehr gut!“

Zwischenzeitlich schweift ihr Blick ins Weite, und die Professorin doziert vor einem imaginären Auditorium. Die Bibel sei ein Menschenwerk, nicht Wort Gottes. Das Christentum sei eine „Mirakel-Offenbarungsreligion“ mit einem „kannibalischen Blutopfer-Erlösungs-Ritus“. Bei diesen Thesen verwundert nicht, dass die Römisch-Katholische Kirche die Professorin hinausgeworfen hat, sondern dass sie 18 Jahre lang ihren Lehrauftrag behalten konnte. „Ich bin ja erst später so radikal geworden. Ich werde jeden Tag schlimmer!“

„Eunuchen für das Himmelreich“

Als intime Kennerin der römisch-katholischen Amtskirche veröffentlichte Uta Ranke-Heinemann nach dem Hinauswurf ihr Buch „Eunuchen für das Himmelreich“, eine Abrechnung mit der Sexualmoral der Römisch-Katholischen Kirche. „Das ist mein Lebenswerk“, bekennt sie und zeigt stolz auf die in- und ausländischen Bestsellerlisten ihres Buches. „In Polen habe ich sogar das Buch des Papstes abgehängt!“ Auf die Frage, ob das Ansehen ihrer Familie der eigenen Karriere eher genutzt oder geschadet habe, reagiert sie nachdenklich. Zum Teil habe sie davon profitiert. Beispielsweise als ihr 1976 erstmals der Entzug der Lehrerlaubnis angedroht wurde, weil sie Onanie nicht als Sünde ansah: Damals sei sie zum Kölner Erzbischof zitiert worden, da habe sie als Gesprächszeugin ihre Mutter mitgenommen. Im Beisein der vornehmen Ex-Präsidentengattin wagten die Kirchenmänner nicht einmal das Wort „Onanie“ auszusprechen und man einigte sich „im Guten“.

Andererseits habe 1970, kurz nach der Wahl ihres Vaters zum Bundespräsidenten, ihre Besoldungseinstufung als Professorin angestanden. Der damalige Wissenschaftsminister Nordrhein-Westfalens habe dann ihren Vater in Bonn angerufen und ihm mitgeteilt, dass ihre Beförderung nicht mehr möglich sei, das sehe ja nach Begünstigung aus. „Das haben die Männer unter sich besprochen. Ich wurde erst hinterher informiert. Der zuständige Minister war übrigens ein gewisser Johannes Rau.“

Zum späteren Bundespräsidenten habe sie ein sehr gutes Verhältnis. Als Rau später ihre Nichte geheiratet habe, sei sie für ihn „Tante Uta“ geworden. So habe er sie sogar als Gegenkandidatin in der Bundesversammlung 1999 genannt. Dass sie als PDS-Kandidatin gegen ihn angetreten sei, habe er ihr nicht übelgenommen. Sie habe die Veranstaltung als Forum genutzt, um gegen die Bombardierung Jugoslawiens zu demonstrieren. Auch der „große Gustav Heinemann“ sei schließlich ein Kriegsgegner gewesen, der aus Protest gegen die Wiederbewaffnung aus der CDU ausgetreten sei. Sie habe mit der PDS wenig zu tun. „Wenn mir jemand ein Mikrophon anbietet, greife ich natürlich zu!“

Mehr als eine „streitbare Theologin“

Mein Besuch in der Essener Henricistraße liegt über 20 Jahre zurück. Uta Ranke-Heinemann hat mich fasziniert. Später habe ich in meiner psychotherapeutischen Ausbildung an sie denken müssen: Hat sie eine Balance gefunden zwischen Anpassung an patriarchalische Systeme und einer unerschrockenen Auflehnung gegen die Über-Väter? Die großbürgerliche Herkunft und ihr Intellekt haben ihr ein charismatisches Selbstbewusstsein beschert. Schon Anfang dieses Jahrtausends hat sie sich gewehrt gegen eine nichtssagende Etikettierung als „streitbare“ Theologin.

Foto: Stuart Mentiply

Guter Journalismus gebe sich nicht mit Allgemeinplätzen ab; Nachrichtenwert habe doch wohl der Inhalt ihrer Aussagen und ihrer Kritik, nicht die Zuschreibung als allgemeiner Charakterzug.

Tatsächlich ist es in den letzten Jahren ruhig geworden um Uta Ranke-Heinemann; kaum noch wurde ihr ein Mikrophon hingehalten. Zuletzt hat sie sich in Interviews zur massenhaften sexualisierten Gewalt in der Römisch-Katholischen Kirche und zu den Vertuschungsmanövern geäußert. Die Gründe seien in einer „monosexuellen Kirche“ angelegt. Angesichts der massiven Leiden der Opfer pädophiler Gewalt wirkte Uta Ranke-Heinemann tief betroffen und traurig; sie verzichtete auf den rechthaberischen Hinweis, dass sie die strukturelle Sexualgewalt der Kirche schon in ihrem Hauptwerk „Eunuchen für das Himmelreich“ 1988 herausgearbeitet habe. Aus akademischer Innensicht des römischen Katholizismus zweifellos als eine der „ersten Frauen“. ■

Pfingsten 2021

VON JUTTA RESPONDEK

Jutta Respondek ist Mitglied der Gemeinde Bonn

KOMM HEILIGER GEIST
komm in unsere ver-rückte Zeit
komm in unser Abstandsleben
hinter Masken und Plexiglas

ausgebrannt müde und leer
zugemauert hinter Schutzvorschriften
wie die furchtsamen Jünger hinter verschlossenen Türen
ersehnen wir neue Lebenskraft
schrankenlose Lebendigkeit
frischen erneuernden Wind
der uns erfüllt und umhüllt und durchdringt

ersehnen
offene Arme und heilende Hände
in denen wir uns bergen
Nähe
von der wir leben
Nähe
in der wir lieben
Nähe
ohne die wir nicht sein können
Nähe
durch die wir Dich spüren

komm lebendiger Gottesgeist
komm mit Deiner heilenden Kraft
die in Dir uns verbindet
und immer wieder Leben schafft

Ehe… für wen?

Eine persönliche Einschätzung der Diskussion über die Ehe für alle in der Alt-Katholischen Kirche

VON DIRK KRANZ

Dr. Dirk Kranz ist Mitglied der Gemeinde Koblenz

GERADE – ES IST DER 15. März 2021 – lese ich, dass die römisch-katholische Glaubenskongregation mit einem klaren Nein zur Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften Stellung bezogen hat; der Papst habe die Entscheidung „gutgeheißen". Eine Überraschung ist das freilich nicht. Die Glaubenskongregation bleibt sich treu, und Franziskus zeigt sich im Grundsatz unbeweglich, wenngleich im pastoralen Einzelfall durchaus zugewandt. Wie steht es in der Alt-Katholischen Kirche um Segnung und Trauung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften?

Niederlande: Drei Formen der Ehe

Ein Blick über die Grenze: In den Niederlanden heiraten alt-katholische Lesben und Schwule kirchlich – fast – ganz „normal". Sie lassen ihre Ehe einsegnen. Allerdings werden drei Formen der Ehe ontologisch (d. h. vom Wesen her) unterschieden: Es gibt die heterosexuelle, die lesbische und die schwule Ehe. Welcher Unterschied rechtfertigt die sinnvolle Rede von *drei* Eheformen?

Die Biologie alleine kann das definierende Kriterium kaum sein, insbesondere nicht die Tatsache, dass die biologische Fortpflanzung nicht allen möglich ist. Denn dann hätte man zwischen lesbischer und schwuler Ehe nicht unterscheiden müssen. Wenn es keinen gravierenden Unterschied gibt, ist die dreifache Ehe meines Erachtens ebenso (wenig) plausibel wie spezifische Eheformen für rechts- und linkshändige Menschen.

Österreich: In Richtung Ehe für alle

Die österreichische Altkatholische Kirche fasst Partnerschaftssegnung und traditionelle Trauung unter dem Titel „Lebensbund" zusammen, so etwa in den Kirchenbüchern, wo man seit 2019 auf die Unterscheidung zwischen Ehe und Partnerschaftssegnung verzichtet. Auslöser dieser Vereinheitlichung war die Einführung der staatlichen Ehe für alle und die damit verbundene Öffnung der Partnerschaftseintragung für alle.

Wenn man die Verlautbarungen der Altkatholischen Kirche Österreichs liest, hat man den Eindruck, dass man auch kirchlich gerne die Ehe für alle einführen würde. Dies geschieht allerdings mit Rücksicht auf andere Mitgliedskirchen der Utrechter Union noch nicht. Jedoch sieht man sich auf dem Weg dorthin. „Gleicher Wert und gleiche Würde", betont Bischof Heinz Lederleitner.

Schweiz: Ehe für alle mit Hindernis

Die Christkatholische Kirche sieht sich nun in einem gewissen Zugzwang, auf die sich abzeichnende staatliche Ehe für alle zu reagieren; die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare ist seit einigen Jahre Praxis. Es gab eine breite innerkirchliche Diskussion und schließlich eine außerordentliche Synode zum Thema. Hierzu waren nicht nur die offiziellen Synodalen eingeladen, sondern auch interessierte Kirchenmitglieder. Damit wollte man die Synode – ausdrücklich keine Entscheidungs-, sondern eine Beratungssynode – auf ein breites Fundament stellen. Vier unterschiedliche Modelle wurden diskutiert. Am Ende sprach sich eine übergroße Mehrheit für die kirchliche Ehe für alle aus, also die Öffnung des Ehesakraments für Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht.

Im Anschluss hat sich Bischof Harald Rein zu Wort gemeldet. Das Mehrheitsmodell der Synode will

er nicht akzeptieren – es ignoriere Schrift und Tradition, außerdem die Bipolarität von Mann und Frau, verbunden mit der Möglichkeit der natürlichen Weitergabe des Lebens. Diese Reaktion führte wiederum zu großer Enttäuschung, ja Entrüstung. Der Schweizer Bischof will die Angelegenheit, nachdem die außerordentliche Synode kein Votum in seinem Sinne ausgesprochen hat, zur Glaubensfrage deklarieren. Er favorisiert ein Modell, das sich an dem des deutschen Bischofs orientiert.

Deutschland: Segnung mit offener Rezeption

Auch in Deutschland ist die Partnerschaftssegnung liturgische Realität, seit 2014 mit einem eigenen Formular. Dadurch angestoßen wurde eine ausführliche Diskussion über den sakramentalen Charakter der Partnerschaftssegnung; sie fand in vielen Gemeinden und auch auf Bistumsebene statt. Ob es eine ähnlich eindeutige Haltung zur kirchlichen Ehe für alle gibt wie in der Schweiz, ist unklar, aber nicht unwahrscheinlich, wenn man die Ergebnisse der RELAK-Kirchenstudie zugrunde legt. Einen Synodenbeschluss gibt es hierzulande (noch) nicht.

Bischof Matthias Ring plädiert dafür, dass die Frage nach der Sakramentalität der Partnerschaftssegnung durch die Rezeption entschieden wird – also dadurch, wie die Kirchenmitglieder die Segnung bzw. Trauung von Menschen des gleichen Geschlechts wahrnehmen und bewerten. Er will die Liturgische Kommission beauftragen, ein neues Formular zu erstellen, das mehrere Segnungs- und Trauriten vereinigt. Aus ihm kann ein Paar auswählen, welcher Ritus zu ihm passt. Einerseits spiegelt sich in diesem Vorgehen eine salomonische Weisheit im Bemühen um Ausgewogenheit und Zusammenhalt, andererseits, so könnte man einwenden, lässt die Entscheidung, nichts zu entscheiden, Klarheit und Haltung vermissen.

Zwischenfazit

Aus der Situation in den vier Schwesterkirchen wird meines Erachtens eines deutlich: Minderheitsfragen sind selten randständig, sie betreffen oftmals den Kern unseres (hier: kirchlichen) Miteinanders. Es geht um Prinzipielles. Drei Gedanken will ich nachfolgend dazu ausführen.

Erstens: Geschlechterfragen

Wenn wir ernsthaft zwischen der heterosexuellen Trauung und anderen Formen der Partnerschaftssegnung unterscheiden wollen, brauchen wir dazu gute Gründe. Solche Gründe *können* in der Schrift und Tradition liegen und Diskriminierung, also Unterscheidung, rechtfertigen. Ich kenne die einschlägigen Bibelstellen und das traditionelle Familien- und Partnerschaftsideal. Auch kann ich die entsprechenden Argumente nachvollziehen; gutheißen hingegen muss ich weder Biblizismus noch Traditionalismus.

Die Argumentationsmuster erinnern mich sehr an die Diskussion zur Frauenordination. Auch gegen diese konnte und kann man Schrift- wie Traditionsgründe anführen – muss man aber nicht; es gibt plausible Gegengründe. In den 1990er Jahre hat man in der Alt-Katholischen Kirche leidenschaftlich über die Frauenordination gestritten. Ich frage mich, warum ich innerkirchlich kaum feministische Stimmen in der Diskussion über die Ehe für alle höre.

Hat sich der alt-katholische Feminismus mit der Frauenordination erledigt? Das wäre ausgesprochen schade. Gerade zu Fragen der Gleichberechtigung der Geschlechter trotz Schrift und Tradition, zur Verquickung von Amt und Macht, von Struktur und Sakrament wären wertvolle feministische Beiträge zu erwarten. Auch neuere gendertheoretische Ansätze zur Vielfalt der Geschlechter, zu Heteronormativität und Intersektionalität würden unsere Diskussion bereichern.

Zweitens: Synodalität

Die Alt-Katholische Kirche schreibt sich Synodalität auf ihre Fahnen. Welche Bedeutung hat die Synode, wenn es um die Öffnung eines Sakraments – seinerzeit die Frauenordination, heute die Ehe für alle – für Menschen geht, denen dies bislang verwehrt war? Hat die Synode hier Entscheidungsbefugnis? Die formelhafte Antwort, man möge Synodalität nicht mit Demokratie verwechseln – man hört sie in allen Konfessionen –, hilft meines Erachtens nicht weiter. Aus ihr höre ich immer noch einen überheblichen, antimodernistischen Zungenschlag. Wenn ich es richtig verstehe, bemüht sich eine Synode um eine möglichst einmütige und vor allem geistreiche Entscheidung über eine Streitfrage der Kirche. Geistreich – das heißt im Hinblick auf die Ehe für alle doch vor allem: im Geiste einer jesuanischen Ethik.

Man sagt, der Geist weht, wo er will. Aber wer weiß, ob er auch eine Synode durchweht? Die Mehrheit der Synodalen, selbst ihre Einstimmigkeit, ist ein Anhaltspunkt, keine Sicherheit. Letztere kann aber auch kein Bischof bieten; eigentlich eine Binsenweisheit in der Alt-Katholischen Kirche, die ja aus dem Protest gegen die dogmatisierte Unfehlbarkeit hervorgegangen ist. Wie kann man verhindern, dass es letztlich nicht um den Geist geht, sondern um nachrangige Anliegen und Ängste der Synodalen: Kann ich meine Interessen durchsetzen, werden Kirchenmitglieder austreten, werden wir bei anderen Kirchen einen Statusverlust erleiden?

Die alt-katholische Theologie hat immer wieder einen ekklesiologischen Schwerpunkt gesetzt, sich also mit Fragen der Kirchenordnung auseinandergesetzt. Nun gibt es die konkrete Gelegenheit, die einzelnen Schritte hin zu bzw. weg von der kirchlichen Ehe für alle ekklesiologisch zu reflektieren. Inwiefern liefert die bischöflich-synodale Kirchenordnung einen geeigneten Entscheidungsrahmen? Wie sind die unterschiedlichen Prozesse innerhalb der Utrechter Union zu bewerten?

Drittens: Ökumene

Behutsamkeit in der Frage der Öffnung des Ehesakraments wird immer wieder mit ökumenischer Rücksichtnahme begründet. Auch diese Formel ist ebenso richtig wie leer. Um welche ökumenischen Partner geht es?

Geht es um die Römisch-Katholische Kirche? Wie wir in diesen Tagen erleben, gibt es viel Stagnation, aber

auch Aufbruch. In so manchem Bistum nehmen Kirchenmitglieder wie Kleriker die Stellungnahme der Glaubenskongregation nicht mehr einfach hin. „Die Türen meiner Kirche stehen weiterhin für alle offen, die sich nach Gottes Segen sehnen“, schreibt ein befreundeter römisch-katholischer Pfarrer mit Rückendeckung der Gemeinde – und seines Generalvikars.

Geht es um die Orthodoxie? Ein Blick nach Griechenland und vor allem Russland zeigt, dass wir hier von den Kirchenführern wenig erwarten dürfen. Aus ihrer Sicht – wenn sie es denn überhaupt bemerkten – hat sich die Alt-Katholische Kirche schon mit der Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften mit dem Teufel eingelassen. In den besagten Ländern ist kaum eine Institution so menschenverachtend gegenüber sexuellen und geschlechtlichen Minderheiten, wie es die Kirchen sind. Unser Respekt, unsere Solidarität sollte jenen Menschen gelten, die gegen diese Menschenverachtung ankämpfen.

Geht es um die mit uns besonders verbundenen anglikanischen und evangelischen Kirchen? Zumindest in Europa und Nordamerika führen sie ebenfalls eine lebhafte Diskussion über die Öffnung des Ehesakraments. In Deutschland haben sich die allermeisten evangelischen Landeskirchen für die kirchliche Trauung gleichgeschlechtlicher Paare ausgesprochen. Zugegeben: Die Frage nach der Sakramentalität stellt sich ihnen nicht, da für sie Taufe und Mahl die einzigen Sakramente sind.

Nun gibt es auch die Ökumene innerhalb der Utrechter Union. Sie muss uns besonders am Herzen liegen. Bislang war von den Kirchen der Niederlande, Österreichs, der Schweiz und Deutschlands die Rede. Es wird immer wieder kolportiert, die Kirchen Polens und Tschechiens hätten die größten Probleme mit der kirchlichen Ehe für alle. Mir liegen hierzu leider keine konkreten Informationen vor. Wenn dem aber so ist: warum nicht eine außerordentliche Synode der Utrechter Union zum Thema einberufen? Wenn die kirchliche Ehe für Alle wirklich das Potential hat, die Utrechter Union zu spalten (wie es anlässlich der Frauenordination mit Blick auf die Polnische Nationalkirche der Fall war), wäre eine solche Synode nach Schweizer Vorbild doch mehr als berechtigt.

Fazit

Das Nein aus Rom zur Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften hat mich ins Nachdenken gebracht über die diesbezügliche Situation in der Alt-Katholischen Kirche. Ich bin froh und dankbar, dass die Partnerschaftssegnung bei uns und in der Utrechter Union eine recht breite Akzeptanz erfährt. Was die Diskussion über die kirchliche Ehe für alle betrifft, sehe ich in den skizzierten Feldern – Geschlechterfragen, Synodalität und Ökumene – noch Luft nach oben. Auf eine gute und geistreiche Streitkultur! ■

Gottesgeist

VON JUTTA RESPONDEK

auch heute noch
schwebst du über der Erde
über dem Schöpfungswerk deiner Liebe
über den Zerstörungswerken durch Menschenhand

auch heute noch
durchwehst du alles was lebt
das Gesunde und das Kranke
das Entstehende und das Vergehende

auch heute noch
dringst du durch Mauern und verschlossene Türen
um Menschenherzen zu erreichen
um Zungen und Hände zu öffnen

auch heute noch
gießt du deine Liebe aus
über das geschundene Antlitz der Erde
über alles was Neuwerdung ersehnt

auch heute noch
atmest du in allem was lebt
mitleidend und mithoffend mit aller Kreatur
bis an die Grenzen der Erde ■

Auf das Leben!

1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland

VON VEIT SCHÄFER

„Durch ein reichsweit gültiges Gesetz erlauben wir allen Stadträten, dass Juden in den Stadtrat berufen werden…“ So verfügte der römische Kaiser Konstantin im Jahr 321. Köln war damals eine römische Kolonie mit dem Namen *Colonia Claudia Ara Agrippinensium* in der Provinz *Germania Inferior* (Niedergermanien) des Römischen Reiches.

Dass wir davon wissen, verdanken wir der frühmittelalterlichen Abschrift des an den „Kölner“ Stadtrat gerichteten Kaiserlichen Erlasses, der im *Codex Theodosianus*, einer Gesetzessammlung, enthalten war. Sie wird ausgerechnet in den Archiven des Vatikans aufbewahrt. Dieses Dokument ist der älteste Beleg dafür, dass Juden nördlich der Alpen lebten. Allem Anschein nach hatten sie schon damals als Einzelne oder Gemeinde einen gesellschaftlichen Status, der ihnen (kommunal-) politische Kompetenzen und Verantwortung einräumte. Man kann wohl davon ausgehen, dass sich jüdische und christliche Gemeinden ungefähr um dieselbe Zeit im nordwestlichen Teil des römischen Imperiums ansiedelten. So erwähnt eine Urkunde aus dem Jahr 313 den (ersten?) Kölner Bischof Maternus.

Aus Anlass dieser ersten urkundlichen Erwähnung unserer „älteren Geschwister im Glauben“ im Gebiet des heutigen Deutschland gab das Bundesfinanzministerium am 4. Februar 2021 eine Sonderbriefmarke (80 ct) heraus. Sie zeigt in hebräischer Schrift das Wort „Chai“ = Leben, lebendig, und bringt zum Ausdruck, dass Juden längst in unseren Breiten heimisch waren, lange bevor man von deutschen Ländern oder gar von Deutschland als einem einheitlichen staatlichen Gebilde sprechen konnte.

Sie sind es geblieben durch all die Jahrhunderte hindurch, oft verfolgt, gedemütigt, enteignet und vertrieben. Doch selbst die von Deutschland im letzten Jahrhundert systematisch betriebene Ausrottung nicht nur der deutschen Juden, sondern des jüdischen Volkes überhaupt konnte das jüdische Leben bei uns nicht auslöschen. Es kam in den letzten Jahrzehnten sogar wieder zu einer Zuwanderung von Juden nach Deutschland, und jüdische Gemeinden nahmen wieder zu an Zahl und Mitgliedern. Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde von München und Oberbayern, gab der Briefmarke das Motto: „Wir sind da und wir bleiben da!“

Doch erneut wird das Lebensrecht jüdischer Menschen in Deutschland von populistischen und rechten Kreisen angefochten, angefeindet, ja, massiv bedroht, wie das unfassbare Attentat auf die Synagoge in Halle an der Saale im Oktober 2020 als bisher letzter Höhepunkt antisemitistischer Gewalttaten zeigt.

Um jüdisches Leben als zugehörig und bereichernd für Deutschland darzustellen, begann im Februar unter dem Titel #2021JLID ein deutsch-jüdisches Festjahr unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten, für das über 1000 Veranstaltungen geplant sind (s. https://2021jlid.de). Mitmachen ist möglich, Projekte können angemeldet werden.

Der Bundesbeauftragte für jüdisches Leben und den Kampf gegen Antisemitismus, Dr. Felix Klein, sagte zu dem Festjahr: „…Deswegen müssen wir alles tun, um jüdisches Leben zu erhalten. Es ist nicht nur im Interesse der jüdischen Gemeinschaft, sondern im Interesse von uns allen. Das ist Teil unserer deutschen kulturellen Identität, der Vielfalt. Und das wollen wir auch feiern.“ Er betonte auch, dass die ganze Gesellschaft aufgefordert sei, sich gegen Antisemitismus, Hass und Hetze gegen Juden einzusetzen. Das gilt besonders auch für die christlichen Gemeinden.

Stellen Sie sich vor: Alt-Katholische Gemeinden (oder möglichst viele ihrer Mitglieder) schicken der nächstgelegenen israelitischen Kultusgemeinde eine Gratulation zum 1700-jährigen Jubiläum jüdischen Lebens hierzulande – freigemacht mit der Sonderbriefmarke. Ihre Aufschrift erinnert auch an einen alten jüdischen Trinkspruch: „Auf das Leben“!

Auf Euer Leben! Auf Euer gutes, geachtetes, sicheres Leben unter uns, liebe jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger! ■

Veit Schäfer ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe

Ist das Jenseits noch Thema?

VON GREGOR BAUER

Haben die Naturwissenschaften eine Antwort auf die Frage, ob es ein Leben nach dem Tod gibt oder wenigstens geben könnte?

Nun, es gibt durchaus Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftler, die diese Frage beantworten. Der Astrophysiker Stephen Hawking beispielsweise hielt diese Hoffnung mit den Naturgesetzen für unvereinbar. Der Biologe Richard Dawkins hält sie angesichts der Evolutionstheorie für absurd. Und die Neurologin Kaja Nordengen lässt aus Sicht der Hirnforschung keinen Zweifel: Ohne mein Gehirn gäbe es mich nicht.

Offensichtlich gibt es also eine naturwissenschaftliche Antwort auf unsere Frage, und sie lautet: nein. Warum hoffen wir dann überhaupt noch auf ein ewiges Leben?

Ernüchterndes aus der Theologie

Wer sich mit dieser Frage an die Theologie wendet, muss sehr genau im Kleingedruckten nachlesen, wenn er – oder sie – eine klare Auskunft möchte. Ich habe unter anderem bei dem kürzlich verstorbenen Theologen Hans Küng gesucht, den ich aus vielen Gründen sehr schätze. In seinen Werken finden sich viele schöne Formulierungen, die zuversichtlich stimmen. Aber Küng hat auch geschrieben, dass es einen Himmel im metaphysischen Sinn nicht gibt, dass die Auferweckung Jesu nicht historisch zu verstehen ist, dass es sich dabei nicht um ein Weiterleben nach dem Tod handelt und dass die moderne Theologie die Unterscheidung zwischen einem physischen Diesseits und einem übernatürlichen Jenseits aufgegeben hat. Offenbar gibt es also auch eine theologische Antwort auf die Frage nach einem jenseitigen Leben, und auch sie ist negativ.

Aber schauen wir bei den Naturwissenschaften noch einmal genauer hin: Ist dort die Ablehnung einer übernatürlichen Dimension – man nennt diese Position „Naturalismus" – wirklich Konsens?

Ein zweiter Blick auf die Naturwissenschaften

Das ist keineswegs der Fall. Der Philosoph Thomas Nagel, selbst Atheist, bestreitet, dass der Naturalismus heute unter den Forscherinnen und Forschern die vorherrschende Haltung sei. Der Wissenschaftstheoretiker Thomas S. Kuhn entwarf ein Modell wissenschaftlicher Revolutionen, das sich auch auf den Naturalismus anwenden lässt. Demnach könnte auch der Naturalismus eines Tages – um mit Karl Popper zu sprechen – als „abgelegte Theorie" dastehen, die „einst als selbstevident galt". Aus der ersten Liga der Quantenphysik gibt es etliche Stimmen, die fordern, über das Verhältnis von Geist und Materie neu nachzudenken. Und die Physiker, die sich mit der Feinabstimmung der Naturkonstanten beschäftigen, lehren uns: Dass wir existieren, ist unwahrscheinlicher, als mehrmals hintereinander im Lotto eine Million zu gewinnen. Naturalistinnen verweisen an dieser Stelle gern auf die – physikalisch nicht überprüfbare – Multiversen-Theorie. Demnach ist die Lebensfreundlichkeit unseres Universums doch nicht ganz so sensationell, weil es nur eines von vielen Universen ist – ein Zufallstreffer in der Lotterie des Lebens sozusagen. Aber ist dieser Erklärungsversuch wirklich überzeugender als die Annahme, dass hinter dem Wunder unserer – statistisch im Grunde unmöglichen – Existenz ein schöpferischer Geist steht, der uns erhalten kann, auch über unseren physischen Tod hinaus?

Da es also durchaus auch Transzendenz-offene Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftler gibt: Wäre es da nicht naheliegend, dass die Theologie ihre Kapitulation vor dem naturwissenschaftlich argumentierenden Naturalismus noch einmal überdenkt?

Eine große Enttäuschung

An dieser Stelle hoffe ich, bei den Theologinnen und Theologen unter Ihnen auf kompetenten Widerspruch zu stoßen. Denn ich würde mich sehr freuen, wenn ich unrecht hätte. Schließlich war das, wovon ich nun berichten muss, eine große Enttäuschung für mich: Von Außenseitern abgesehen, lässt die Theologie die Chance, die ihr die Transzendenz-offenen unter den Naturwissenschaftlerinnen bieten, ungenutzt. Ich habe auch Küng so verstanden, obwohl er Kuhn sehr genau gelesen hat und ihn sehr klug auf seine Darstellung der Weltreligion überträgt.

Mein Eindruck ist – und ich lasse mich gern eines Besseren belehren –, ob es eine jenseitige Dimension gibt, die zwar naturwissenschaftlich nicht erfassbar, aber dennoch bereits in dieser Welt erfahrbar ist: Vor dieser Frage

drücken sich die Theologinnen und Theologen entweder, oder sie sagen dazu, teilweise hinter vorgehaltener Hand, nein.

Gibt es Antworten aus Nahtodforschung und Parapsychologie?

Ich habe mich deshalb anderswo umgesehen, insbesondere in der Nahtodforschung und in der Parapsychologie. Dort habe ich zwar keine Beweise, aber sehr wohl Hinweise gefunden auf ein Leben nach dem Tod. Hinweise, die mich persönlich insgesamt überzeugen.

Ich kann gut verstehen, wenn andere dieselben Hinweise nicht so überzeugend finden. Was ich jedoch nicht verstehe (und hier nehme ich Küng aus, der sich insbesondere mit Nahtoderfahrungen sehr wohl auseinandergesetzt hat): wenn Theologinnen und Theologen Nahtoderfahrungen und Parapsychologie für irrelevant erklären, ohne sich damit beschäftigt zu haben. Immerhin sind unter den Menschen, die aufgrund einer Nahtoderfahrung zum Glauben an ein Jenseits gekommen sind, auch hochkarätige Wissenschaftler. Unter den Parapsychologen finden sich sogar mehrere Nobelpreisträger.

Liebe Leserin, lieber Leser, ob Sie nun naturwissenschaftlich oder theologisch vorgebildet sind oder nicht: Wenn Sie sich über die Möglichkeit eines jenseitigen Lebens ein eigenes Urteil bilden wollen, dann lassen Sie sich nicht entmutigen. Was auch immer einzelne Naturwissenschaftlerinnen, Naturwissenschaftler, Theologinnen oder Theologen schreiben mögen, Fakt ist: Die Frage nach einer jenseitigen Dimension ist offen. Und es gibt auch für Laien einen Weg, in dieser Frage zu einem wohlbegründeten eigenen Urteil zu kommen.

Argumente für und gegen die Realität des Übernatürlichen

In meinem neuen Buch habe ich versucht, alle Anhaltspunkte zusammenzutragen, die für und die gegen die Realität einer übernatürlichen Dimension sprechen. Natürlich ist mir das nicht vollständig gelungen. Aber es ist doch einiges zusammengekommen aus Wissenschaft, Theologie, Nahtodforschung, dem Streit um die Parapsychologie und aus den Erfahrungen, über die Sterbebegleiterinnen berichten. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich damit dem einen oder der anderen ein wenig weiterhelfen kann. Denn auch wenn sogar einige Christinnen und Christen die Fragen nach dem Übernatürlichen und dem Jenseits für irrelevant erklären: Das sind sie nicht, so lange es Menschen gibt, die diese Fragen stellen. ■

Gregor Bauer. *Das Übernatürliche – Fakt oder Fake?*
Erscheinungstermin 1. Mai 2021.
Weltbuch Verlag, Sarganz / Schweiz. 14,99 Euro. www.weltbuch.com/uebernatürlich

für Sie gelesen

Philippa Rath (Hrsg.), *„Weil Gott es so will“: Frauen erzählen von ihrer Berufung zur Diakonin und Priesterin.*
Herder-Verlag, 305 Seiten. ISBN 978-3451391538, 25 €, Kindle 19,99 €.

VON SEBASTIAN WATZEK

Schon die Entstehungsgeschichte dieses Buches ist vielsagend. Die Herausgeberin Philippa Rath, Benediktinerin der Abtei Sankt Hildegard in Rüdesheim-Eibingen, bezeichnet es in einem Interview als einen Zufall, der eng mit dem von der Deutschen Bischofskonferenz initiierten Synodalen Weg zusammenhängt. Philippa Rath ist selbst eine der 230 Delegierten und Mitglied des Synodalforums „Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“. Bei der ersten Vollversammlung vom 30. Januar bis 1. Februar 2020 in Frankfurt am Main haben ihr nach eigenen Angaben zwei Bischöfe zugeraunt, dass „es doch eigentlich gar keine Frauen gäbe, die zum Priesterinnen- und Diakoninnenamt berufen seien“ bzw. dass „es doch in Wahrheit eigentlich wohl nur ganz wenige berufene Frauen gäbe“.

150 Lebens- und Berufungszeugnisse

Diese Aussage wollte die Herausgeberin nicht so einfach stehen lassen und einen Gegenbeweis liefern. Auf der Suche nach „persönlichen Lebenszeugnissen von Frauen, die sich in Vergangenheit und Gegenwart zum Diakoninnen- und zum Priesterinnenamt berufen fühlten und fühlen und ihre Berufung [*in der Römisch-Katholischen Kirche*] aus bekannten Gründen nicht leben konnten und können“ (S. 9), schrieb sie am 26. April 2020 eine E-Mail an zwölf Frauen. Diese Zahl vervielfältigte sich innerhalb von fünf Wochen auf 150 persönliche Zeugnisse, da die angeschriebenen Frauen die Anfrage von sich aus weitergeleitet haben. So enthält das Buch nun 150 Beiträge von Frauen sowie „drei als Zeichen der Solidarität mit ihnen von [vier] Männern verfasst“ (S. 11), welche die Herausgeberin bewusst mit dem nachösterlichen Fischfang von 153 Fischen im See von Tiberias verbindet.

Dieses Buch will diesen Frauen eine Stimme geben und aufzeigen, dass sich die zu den Weiheämtern in der Römisch-Katholischen Kirche berufenen Frauen nicht nur auf den deutschsprachigen Raum beschränken. Hier zeigt sich die Aktualität

dieses Buches: Sehr viele z. B. in der *Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands*, dem *Katholischen Frauenbund*, dem *Hildegardisverein*, bei *Maria 2.0* engagierte Frauen, Autorinnen wie Christiane Florin, Jacqueline Straub oder neu entstandene Frauennetzwerke wie CWC *(Catholic´s Women Council)* oder *Ordensfrauen für Menschenwürde* zeigen, dass in der römischen Kirche niemand mehr darauf hoffen sollte, „dass die Frauenfrage in den deutschsprachigen Ländern und auch weit darüber hinaus irgendwann wieder von der Tagesordnung verschwinden wird" (S. 13).

Vier Generationen und ein beeindruckendes Spektrum

Was mich an diesem Buch besonders beeindruckt hat, ist seine unglaubliche Bandbreite. Aus ganz Deutschland, aus Österreich und aus der Schweiz haben vier Generationen von Frauen ihr Lebens- und Berufungszeugnis wiedergegeben: Die jüngste Autorin ist 20 Jahre, die älteste 94 Jahre alt. Zudem beschränken sich die Beiträge nicht nur auf die Römisch-Katholische Kirche, sondern geben ein ganz buntes ökumenisches Bild wieder: „Der Schmerz und der Leidensdruck vieler Frauen ist groß [...]. Viele leiden im Stillen, haben sich irgendwie arrangiert oder aber auch resigniert; manche haben im benachbarten Ausland, vor allem in der Schweiz, ihre Berufung leben und mehr Entfaltungsmöglichkeiten finden können; wieder andere haben sich nach langem inneren Ringen entschieden, die katholische Kirche zu verlassen, und in der alt-katholischen oder evangelischen Kirche ihren Platz gefunden; eine kleine Gruppe schließlich ist den Weg der „Weihe *contra legem*" gegangen, hat für ihre Berufung die Exkommunikation auf sich genommen und leidet bis heute schwer unter diesem Ausschluss" (S. 14).

Die drei alt-katholischen Beiträge stammen von Pfarrerin Alexandra Caspari (Gemeinde Augsburg), Pfarrerin Klara Robbers (Gemeinde Münster) und der Pastoralen Mitarbeiterin Birgitta Stahlberg (Gemeinde Hamburg). Es gibt sogar einen Beitrag über eine Frau, die auf dem Weg zur Priesterin in der Christengemeinschaft gewesen ist, aber kurz davor verstorben ist, weswegen ihr Mann für sie ihre Lebensgeschichte niedergeschrieben hat.

Diese Fülle von Lebensentwürfen spiegelt sich auch in den Berufen wider. Schmerzhaft auffallend ist die Tatsache, dass 26 Frauen ihre Beiträge anonym verfasst haben, um mit ihrer Kirche als ihrem Arbeitgeber keine Schwierigkeiten zu bekommen. Und so fallen die Statements auch ganz unterschiedlich aus: „Die Erfahrungen der Frauen sind nicht lokal oder regional, sondern stammen aus zahlreichen Ortskirchen. Ihr theologischer Ansatz ist nicht uniform, es kommen unterschiedliche Aspekte eines Amts- und Priesterverständnisses zum Ausdruck, verschiedene theologische Meinungen und Schulen, ganz unterschiedliche Modelle einer Kirche von morgen" (S. 14).

Auch für Alt-Katholik*innen wichtige Impulse und Inspirationen

Auch wenn die 150 Frauen in diesem Buch überwiegend (noch) der Römisch-Katholischen Kirche angehören und mit ihr ringen, ist das Buch auch für Alt-Katholik*innen interessant zu lesen. Da viele in unserem Bistum von der römischen Schwesterkirche konvertiert sind, mögen sich einige in den verschiedenen Lebenszeugnissen wiederfinden: die älteren Frauen in dem Verbot, als Ministrantinnen zu dienen, wiederum andere in den erfüllenden Erlebnissen in der Jugendarbeit oder in der theologischen Freiheit und den Aufbrüchen beim Theologiestudium in den 1980er und 1990er Jahren.

Mir haben diese Lebenszeugnisse auf jeden Fall geholfen, einen größeren Einblick in (Volks-) Kirche und die verschiedenen Generationen mit ihren jeweiligen Hintergründen und Themen zu bekommen. Besonders beeindruckend war für mich die Situation vieler Frauen, die gar nicht wussten, was mit ihnen los war – bis sie sich oft nach Jahrzehnten ihrer Berufung bewusst geworden sind: Was nicht ist, darf eben nicht sein. So beklagten viele Autorinnen, dass es ihnen in ihrem Leben an Modellen und weiblichen Vorbildern gefehlt habe.

Obwohl in unserer Alt-Katholischen Kirche seit 25 Jahren Frauen geweiht werden, sind wir doch auch noch eine vorwiegend von männlichen Klerikern geprägte Kirche. Mir jedenfalls haben viele Berichte und Zeugnisse Anlass zum Nachdenken gegeben.

Priesterliche Identität

Eine sehr wichtige Anregung war für mich die immer wieder auftauchende Frage nach der priesterlichen Identität als solcher. Was macht denn überhaupt Gläubige zu priesterlichen Menschen? Gibt es Unterschiede bzw. Ergänzungen von geweihtem Klerikertum und dem Priestertum aller Gläubigen? Viele Frauen erfuhren sich in ihrem Alltag und kirchlichem Engagement bereits als priesterliche Menschen (ohne Weihe) und wurden von anderen auch so wahrgenommen und respektiert. Was bedeuteten diese Erfahrungen für Kirchen und Gemeinden, wenn sie ernst genommen würden? Wenn die ganzen Charismen und Berufungen „bei Kirchens" noch viel mehr zum Tragen kämen als es bis jetzt vorstellbar ist?

Es ist zu hoffen, dass dieses Buch eine große ökumenische Verbreitung findet. Ob sich dann zeitnah der Wunsch nach Weihen von Frauen in der Römisch-Katholischen Kirche erfüllen wird, steht auf einem anderen Blatt. Autorinnen und Autoren wie Doris Reisinger *(Nur die Wahrheit rettet. Der Missbrauch in der Katholischen Kirche und das System Ratzinger; Spiritueller Missbrauch in der Kirche),* Theresia Heimerl *(Andere Wesen. Frauen in der Kirche),* Thomas Hanstein *(Von Hirten und Schafen. Missbrauch in der Katholischen Kirche – Ein Seelsorger sagt Stopp)* lassen daran eher Zweifel aufkommen.

Mal sehen, inwieweit es Schwester Philippa Rath und den 150 Autorinnen gelingen kann, ihre Stimmen hör- und sichtbar zu machen und so einen Denk- und Umwandlungsprozess anzustoßen. Zu wünschen wäre es Ihnen auf jeden Fall! ■

Leserbrief zum Beitrag „Ohne Ostern keine Auferstehung“ in *Christen heute* 4/2021

OHNE AUFERSTEHUNG KEIN OSTERN!

Lange habe ich gezögert, ob ich einen Leserbrief zum Artikel „Ohne Ostern keine Auferstehung“ von Harald Klein schreiben soll. Manches erlangt dadurch erst eine Aufmerksamkeit, die es von der Sache her nicht verdient. Aber nachdem der Autor schon in seinem Artikel zur Weihnachtsbotschaft reichlich Wasser in den Wein gegossen hat, will ich das zum Thema „Auferstehung“ Geäußerte doch nicht unwidersprochen stehen lassen. Um es kurz zu machen: Harald Klein wiederholt hier die Kritik einer längst überholten liberalen Bibelexegese, angereichert mit einigen saloppen und despektierlichen Äußerungen (z. B. die Verdauung des Fisches). Hätten die in den Evangelien überlieferten Begegnungen mit dem Auferstandenen „keine Zeugnisfunktion“. wie H. Klein schreibt, wären sie einfach nur „fragwürdig und im historischen Gehalt wenig aussagekräftig“, dann wäre Ostern im Dunkel des Karfreitags steckengeblieben. So richtig es ist, dass die Schrift von vielen Rettungserfahrungen Israels erzählt und das natürliche Leben täglich mit unzähligen neuen Wundern aufwartet, so wäre es niemals zum österlichen Glauben an die Auferstehung Jesu gekommen, wenn nichts geschehen wäre außer den von Klein genannten „Glaubens- und Verstehensvorgängen im Herzen der Jünger“. Selbst der Jude Pinchas Lapide kommt zu dem Schluss, dass ohne konkrete Begegnungen mit dem Auferstandenen ein derartiger Umschwung im Bekenntnis der Jünger nicht möglich gewesen wäre. Wer nur ein wenig die neuere exegetische Literatur kennt, kommt nicht daran vorbei, einzuräumen, dass die Männer und Frauen der ersten Stunde reale Erfahrungen mit dem auferstandenen Jesus von Nazareth hatten. Dafür muss man nicht jedes Detail der Ostererzählungen als historische Begebenheit postulieren, die Tatsache solcher Begegnungen aber wohl! Ich verweise nur auf das Buch des Neutestamentlers Prof. Willibald Bösen: „Auferweckt gemäß der Schrift. Das biblische Fundament des Osterglaubens“, in dem die exegetische Forschung sorgfältig aufgearbeitet ist. Ohne diese zu kennen, sollte man sich klugerweise zurückhalten!

Auch das leere Grab ist mehr als nur ein Bericht „über eine Tradition eines liturgischen Ostergedenkens“. So wahr es ist, dass das leere Grab allein kein Beweis für die leibliche Auferstehung Jesu sein kann, so schwer wäre es vorstellbar, dass die Jünger nach der Begegnung mit dem Auferstandenen ein volles Grab als gegeben hätten hinnehmen können. Die Diskussion um das leere Grab zusammenfassend scheibt Willibald Bösen: „Somit bildet das leere Grab innerhalb der Ursachen für den Osterglauben eine gewisse Stütze für die Erscheinungen, wie umgekehrt die Erscheinungen das leere Grab seiner Vieldeutigkeit entreißen“ (S. 201).

Zu guter Letzt: Paulus. Der Apostel charakterisiert seine Begegnung mit dem Auferstandenen gerade nicht als einen „rein inneren Offenbarungsvorgang“. In 1. Kor 15,8 schreibt er ausdrücklich: „Als letztem von allen erschien er auch mir, dem Unerwarteten, der Missgeburt“ und reiht seine Erfahrung ein in die zuvor genannten Erscheinungen (von dem in der Apostelgeschichte Überlieferten einmal ganz abgehen).

Im Artikel von Harald Klein wird das biblische Zeugnis der Auferstehung so entstellt, verwässert und z. T. lächerlich gemacht, dass ich mich frage, was den Autor eigentlich bewegt, die Fundamente unseres christlichen Glaubens derart in Misskredit zu bringen. Einen Dienst an der Kirche, den Gläubigen und Suchenden erweist er damit ganz sicher nicht.

Peter Klein
Schwaningen

Leserbrief zum Artikel „‚Neger‘ sagt man nicht“ in *Christen heute* März 2021:

ASTRID LINDGREN UND MICHAEL ENDE SIND ANTIRASSISTEN!

In dem Artikel wird vollkommen übersehen, wie sehr Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer mit rassistischen Klischees aufräumen: Jim Knopf ist klug und mutig. Seine Freundschaft mit Lukas ist ein Beispiel für ein gelungenes Zusammenleben von Menschen mit unterschiedlicher Hautfarbe. Auf Lummerland ist er ein geachteter Bürger, der bewundert wird. Hier von Stereotypen und Klischees zu sprechen, zeigt nur, dass man die Geschichte nicht kennt. Wenn der Vater von Pippi Langstrumpf der Negerkönig von Takatukaland ist, so ist auch das nicht rassistisch: Der afrikanische König hat so eine mutige und pfiffige Tochter!

In einer Kirche soll die schwarze Hautfarbe eines der drei Könige kritisiert worden sein, das ist wirklich daneben: Wenn einer der drei Könige mit schwarzer Hautfarbe dargestellt wird, sagt das doch aus, dass Menschen aller Völker zu dem Jesuskind pilgern. Dass das Wort „Neger“ in Verruf geraten ist, liegt an anderen Texten, in denen Menschen mit dunkler Hautfarbe abwertend als „Neger“ bezeichnet werden. Es würde vollkommen reichen, wenn man auf die abwertende Konnotation des Wortes „Neger“ in anderen Texten und auf die antirassistische Aussage des Werkes von Astrid Lindgren und Michael Ende hinweist. Wenn Pippi Langstrumpfs Vater kein Negerkönig, sondern Südseekönig ist, nimmt man der Geschichte die antirassistische Spitze.

Reiner Klick
Gemeinde Dortmund

Terminvorschau

Bei den Terminen bitte beachten:
Auf Grund der Ausbreitung des Corona-Virus wurden mittlerweile zahlreiche Termine abgesagt. Wie sich die Lage ab Juni weiterentwickelt, war zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses noch nicht absehbar. Machen Sie sich daher bitte vorab bei den Veranstaltenden kundig, ob die angekündigte Veranstaltung stattfinden kann.

Die Redaktion

12.–16. Mai	**Ökumenischer Kirchentag** online
27. Mai	**Jubiläum** — 25 Jahre Priesterinnen-Weihe
5. Juni, 16 Uhr	**Einführung von Pfarrer Daniel Saam** Offenburg
6. Juni	**Einführung von Pfarrer Daniel Saam** Baden-Baden
11.–13. Juni	**Dekanatstage des Dekanats Mitte** (digital)
12. Juni	**Dekanatstag Dekanat NRW** Münster (digital)
13. Juni ◂	**Dekanatstag Dekanat Südwest** mit Open-Air-Gottesdienst, Südpfalz
16.–18. Juni	**Treffen der Kontaktgruppe** Alt-Katholische Kirche / Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche, Augsburg
21.–25. Juni	Treffen der Internationalen Bischofskonferenz (IBK)
2. Juli, 18 Uhr	**Gottesdienst zum Jubiläum** von 90 Jahren Kirchengemeinschaft zwischen Alt-Katholischer und Anglikanischer Kirche, Namen-Jesu-Kirche, Bonn
17. Juli	**Landessynode Baden-Württemberg** Freiburg
23.–25. Juli	**Dekanatswochenende des Dekanats Bayern,** Pappenheim
24. Juli	**Verabschiedung von Pfarrer und Dekan Bernd Panizzi,** Heidelberg
31. Juli–13. August	**Sommerfahrt des baj** nach Römö in Dänemark
5.–14. August ◂	**Summercamp des baj NRW** Heino (Niederlande)
30. August-3. September	**Internationale Alt-Katholische Theologenkonferenz** Neustadt an der Weinstraße
17.–19. September	Dekanatstage des Dekanats Ost
17.–19. September	**Dekanatswochenende des Dekanats NRW** (digital)
18. September	Vorsynodales Treffen des Dekanats Bayern
21.–24. Oktober ◂	baf-Jahrestagung

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◂ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Impressum

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Erscheinungsweise
monatlich

Redaktion
Gerhard Ruisch (verantw.)
Ludwigstraße 6, 79104 Freiburg
Telefon 07 61/3 64 94
E-Mail redaktion@christen-heute.de
Walter Jungbauer (Termine)
E-Mail termine@christen-heute.de
Internet www.christen-heute.de

Vertrieb und Abonnement
Christen heute
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Telefon 0 48 42 / 4 09
E-Mail versand@christen-heute.de

Abonnement
Inland 24,– € inkl. Versandkosten
Ausland 31,– €

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung, Bonn.
Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Design, Schriftsatz und Bildbearbeitung
John L. Grantham
E-Mail john@xanity.de

Fotomaterial
Alle Fotos von **Flickr.com** und **Wikimedia Commons** werden unter der *Creative Commons License* (CCL) für nichtkommerzielle Zwecke eingesetzt.

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier
Deiningen
Web www.steinmeier.net
Die Druckerei arbeitet mit Öko-Farben und Öko-Strom aus 100 % Wasserkraft.

ISSN
0930–5718

Nachrichtendienste
epd, KNA

Redaktionsschluss der nächsten Ausgaben
5. Mai, 5. Juni, 5. Juli

Nächste Schwerpunkt-Themen
Juni
Einsamkeit
Juli
Gewalt
August/September
Mauern

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe nicht länger als 2.500 Zeichen mit Leerzeichen sein sollten!
Die Redaktion behält sich Kürzungen vor.

Redaktioneller Hinweis
Christen heute ist ein Forum von Lesenden für Lesende. Die in *Christen heute* veröffentlichten Texte und Artikel sowie die Briefe von Leserinnen und Lesern geben deshalb nicht unbedingt die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder.

Bitte wenden Sie sich in allen Fragen zum Abonnement an den Vertrieb, nicht an die Redaktion!

← fortgesetzt von Seite 2

Bund Freier evangelischer Gemeinden ist ACK-Vollmitglied

DER *BUND FREIER EVANGELISCHER Gemeinden* (BFeG) ist nun Vollmitglied in der *Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) in Deutschland*. Der Vorsitzende der ACK in Deutschland, der griechisch-orthodoxe Erzpriester **Radu Constantin Miron**, sagte: „Ich freue mich sehr, dass die erforderliche einstimmige Zustimmung aller Mitgliedskirchen zur Aufnahme des Bundes Freier evangelischer Gemeinden in die ACK-Familie vorliegt." Der BFeG gehört der ACK in Deutschland bereits seit deren Gründung im Jahr 1948 als Gastmitglied an.

Protestanten feiern digitales Abendmahl

DIE *HANNOVERSCHE LANDESKIRCHE* hat ihre Gemeinden aufgerufen, digitale Formen der Abendmahlsfeier zu erproben. Dabei beteiligen sich Menschen zu Hause mit Brot und Wein oder Traubensaft, während sie am Bildschirm einen per Internet oder im Fernsehen übertragenen Gottesdienst verfolgen. In anderen Fällen sind die Teilnehmer per Videokonferenz zusammengeschaltet. „Wir wollen erfahren, ob digitale Abendmahlsfeiern als glaubensstärkende Feiern erlebbar sind und wie sie gestaltet werden müssen", sagte der der Theologische Vizepräsident des evangelischen Landeskirchenamtes in Hannover, **Ralph Charbonnier**. Landesbischof **Ralf Meister** unterstützt die Erprobung. Er machte allerdings deutlich, dass solche Feiern mit einer hohen Verantwortung verbunden seien, da es beim Abendmahl nicht „um irgendetwas Beliebiges" gehe. „Dass man da sagt: Das machen wir jetzt einfach mal übers Netz, reicht mir nicht."

Islam in Deutschland wird liberaler

DER ISLAM IN DEUTSCHLAND IST nach Ansicht des stellvertretenden Direktors des *Instituts für Islamische Theologie* an der *Universität Osnabrück*, **Rauf Ceylan**, derzeit in einem Wandel hin zu mehr Liberalität begriffen. Die konservativen Verbände und Moscheegemeinden, die noch immer die Mehrzahl bildeten, sähen sich Bestrebungen etwa zur Anerkennung von Frauen als Imaminnen und einer sich ausbreitenden Säkularisierung gegenüber, sagte der Religionssoziologe. Hinzu komme die zunehmende Zahl in Deutschland ausgebildeter, intellektueller Imame. Das liberalere Weltbild wird sich wie auch bei den christlichen Kirchen durchsetzen."

Vernichtung des Regenwaldes weiter angestiegen

DIE ZERSTÖRUNG DES TROPISCHEN Regenwalds hat im vergangenen Jahr weltweit um zwölf Prozent zugenommen. Insgesamt 12,2 Millionen Hektar Baumbestand gingen von 2019 bis 2020 verloren, wie aus einer Studie der *Universität von Maryland* und der Organisation *Global Forest Watch* hervorgeht. Davon entfielen 4,2 Millionen Hektar, eine Fläche so groß wie die Niederlande, auf feuchte tropische Primärwälder, die für die Kohlenstoffspeicherung und die Artenvielfalt besonders wichtig sind. Hauptursache für die Zerstörung des Regenwaldes seien illegale Abholzungen in Lateinamerika und Südostasien. Davon besonders betroffen ist der Amazonas-Regenwald in Brasilien und in den angrenzenden Ländern Peru und Bolivien.

Solidarität beim Corona-Impfstoff

DER ERZBISCHOF VON CANTERbury und Primas der *Anglikanischen Kirche*, **Justin Welby** (65), hat wegen anhaltender Konflikte um Impfstoff in der Corona-Krise mehr Zusammenhalt angemahnt. Solidarität ist der Kern der christlichen Lehre, sagte Welby in einem Interview mit der Zeitung *Die Welt*. Es sei nun geboten, Menschenwürde und Gleichheit in den Vordergrund zu stellen. Streitigkeiten um Impfstoff könnten sich die Menschen nicht leisten und Impf-Nationalismus sei eine Gefahr.

Glaubwürdigkeitsverlust der Kirchen in Deutschland

RUND 28 PROZENT DER KIRCHENmitglieder der großen Konfessionen ziehen nach einer aktuellen Umfrage des *Meinungsforschungsinstituts YouGov* derzeit in Betracht, die Kirche zu verlassen. Zwei Fünftel der römisch-katholischen und evangelischen Kirchenmitglieder unter den Befragten nannten demnach einen intransparenten Umgang der Kirchen mit Missbrauchsvorwürfen als Grund für einen Kirchenaustritt. Daneben wurden am häufigsten nicht mit der eigenen Haltung übereinstimmende kirchliche Moral- und Gesellschaftsvorstellungen (38 Prozent), das Zahlen von Kirchensteuern (31 Prozent) sowie Verschwendungssucht einzelner Amtsträger (30 Prozent) als Gründe für einen Austritt genannt. 82 Prozent der Befragten erklärten, die Kirche habe in den letzten Monaten an Glaubwürdigkeit verloren.

Kirchlicher Veränderungsprozess

NACH ANSICHT DES MAINZER römisch-katholischen Bischofs **Peter Kohlgraf** wird die Kirche in ihrer bisher den Menschen geläufigen Gestalt sterben. Das müsse man mit Blick auf die derzeitigen Veränderungsprozesse der Kirche so drastisch ausdrücken, sagte Kohlgraf in einer Predigt im Mainzer Dom. Eine neue, tragfähige Form von Kirche habe bisher noch nicht Gestalt angenommen. Viele Diskussionen in der Kirche gingen nicht in die Tiefe, sondern blieben bei Äußerlichkeiten stehen, sagte Kohlgraf. Das gelte auch für sein Bistum. Der Bischof forderte, nicht zu viel Energie und Kraft in die sicher notwendigen Strukturen zu stecken, sondern den laufenden Prozess geistlich zu gestalten, „indem wir an einer überzeugenden und den Menschen zugewandten Form der Kirche arbeiten, die dem Sendungsauftrag des Evangeliums gerecht wird". ■

Lauter vernünftige Leute

VON GERHARD RUISCH

Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg

Allabendlich in der Tagesschau sind abwechselnd Lothar Wiehler von Robert-Koch-Institut, diverse Virologen und unsere Kanzlerin zu hören, die uns mahnen, vernünftig zu sein. Denn wenn wir „unvernünftig" werden – gemeint ist, wenn wir uns nicht genügend isolieren und den Mund-Nasen-Schutz nicht tragen –, dann kann die Infektionslage außer Kontrolle geraten. Mein Gespür sagt mir (ich weiß, anderen nicht), dass die Verantwortlichen ihre Mahnungen ehrlich und ernst meinen: Sie sind überzeugt, dass unser Verstand verlangt, dass wir noch einige Zeit unsere Bedürfnisse nach menschlicher Nähe, Urlaub und Festen zurückstellen und uns in Disziplin üben, um die Pandemie in den Griff zu bekommen.

Interessant ist, dass auch aus Reihen der Gegner dieser angemahnten Corona-Schutzmaßnahmen immer wieder die Forderung erhoben wird, die Menschen sollten endlich ihren Verstand einsetzen und sich nicht länger etwas vormachen lassen. Abgesehen von politischen Extremisten, die sich das Unwohlsein vieler Menschen angesichts der Einschränkungen für ihre Ziele zunutze machen wollen, und von verschrobenen Esoterikern, gibt es unter den sogenannten Querdenkern vor allem Leute, die ihren Verstand einsetzen, um sich zu informieren, Fehler in der offiziellen Argumentation aufzudecken, alternative Konzepte auszusinnen oder zu begründen, warum man um Corona nicht so einen Wind zu machen braucht.

Und so sind beide Seiten fest überzeugt, dass sie diejenigen sind, die ihren Kopf zu gebrauchen wissen, während die anderen dumme Schafe sind oder Verquerdenker, wenn nicht sogar Schurken, die bewusst für ihre finsteren Ziele Falschinformationen streuen.

Mit Sorgen sehe ich, dass es für beide Seiten immer schwieriger wird, unvoreingenommen miteinander ins Gespräch zu kommen. Das ist ein Hinweis darauf, dass zwar beide Seiten ehrlich überzeugt sind, sich ausschließlich von der Vernunft leiten zu lassen, dass aber in Wirklichkeit Gefühle eine viel größere Rolle spielen, als sich selbst und anderen gegenüber eingestanden wird. Das beherrschende Gefühl scheint mir Angst zu sein: die Angst, dass die Pandemie uns endgültig fertigmacht, verbunden mit dem Hass auf die „Unvernünftigen" und „Leichtsinnigen", die das Risiko unnötig erhöhen, – und auf der anderen Seite die Angst, manipuliert zu werden, meiner Freiheitsrechte beraubt zu werden, in ein trübes, freudloses, einsames Leben gezwungen zu werden, ebenfalls verbunden mit Hass, und zwar gegenüber denen, die mir das antun, und denjenigen, die sich zumindest nicht dagegen wehren.

Für die Menschen, die in dieser Lage Entscheidungen treffen müssen, für Politikerinnen und Politiker auf den verschiedenen Ebenen, entsteht so das Problem, dass sie, egal wie fundiert sie sich beraten lassen und informieren, egal, was sie entscheiden, es immer nur falsch machen können. Entweder werden sie von denen kritisiert, die schärfere Maßnahmen wollen, um ihre Angst vor der Pandemie zu bezähmen, oder von denen, die möglichst viel lockern wollen, weil sie Angst vor persönlichen Einschränkungen oder wirtschaftlichen Nachteilen oder dem Verlust von Rechten haben. Keine beneidenswerte Situation!

Die Kirchen wären diejenigen, die vermitteln sollten! Sie, die getragen sind von einer Hoffnung, die über die diesseitigen Befürchtungen hinausgeht, sollten gelassener sein und beide Seiten mit ihren Ängsten verstehen können. Aber leider sind sie ja selbst ebenso betroffen. Auch in den Gemeinden sind alle Ansichten und Ängste vertreten. Auch die Kirchenvorstände haben die Not, dass sie Entscheidungen treffen müssen, für die sie auf jeden Fall Kritik erhalten werden, entweder von der einen oder von der anderen Seite und im ungünstigsten Fall von beiden. Ich sehe mit Sorge, dass gerade, weil die Emotionen in diesen Fragen so beteiligt sind, in den Gemeinden Risse entstehen können, die auch „nach Corona" nicht einfach wieder verschwinden werden.

Vielleicht sollten wir in den Gemeinden damit anfangen, dass wir uns weigern, diejenigen, die, was Corona angeht, anders denken oder anders fühlen als wir, für dumm zu erklären oder gar als Schurken anzuklagen. Es hilft schon etwas, wenn wir einander zugestehen, dass die oder der Andere im Rahmen seiner, ihrer Möglichkeiten, im Rahmen seiner, ihrer Erkenntnisse, Gefühle und Sorgen, doch auch das Richtige will. Und wenn wir versuchen, praktische Lösungen zu finden, die den Ängsten Rechnung tragen, so gut es eben möglich ist. Wir müssen Geschwister bleiben, auch wenn Corona die Harmonie in den Gemeinden stört! Gelingen kann es, wenn wir die Wertschätzung füreinander nicht aufgeben. ■